Kulturgeschi... Streifzüge von Dr. Ernst Schultze...: Aus dem ...

Ernst Schultze

Digitized by Google

US 10019.4

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

Kulturgeschichtliche Streifzüge

1

Digitized by Google

Über Amerika sind im Gutenberg-Verlag in Hamburg noch folgende Bücher erschienen:

W. Korolenko: Im fremden Lande. Auswanderer-Roman. Deutsch von A. Goldschmidt und H. Aeckerle. Mit Einbandszeichnung von Ernst Liebermann, München. 239 Seiten. Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Owen Wister: Novellen aus dem Abenteurerleben des wilden Westens. Ins Deutsche übertragen von Adda Goldschmidt. Mit Einbandszeichnung von Ernst Liebermann, München. 240 Seiten. Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Die Eroberung von Mexiko. Drei eigenhändige Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. Bearbeitet von Dr. Ernst Schultze. Mit Bildern und Plänen. [Bibliothek wertvoller Memoiren 4. Band.] 645 Seiten. Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.

* * *

Von Dr. Ernst Schultze erschienen im Gutenberg-Verlag:

Freie öffentliche Bibliotheken (Volksbibliotheken und Lesehallen). 363 Seiten. Mit 26 Abbildungen. Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.

Volksbildung und Volkswohlstand. Eine Untersuchung ihrer Beziehungen. 84 Seiten. Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Volksbildung und Kneipenleben. Vortrag, gehalten auf der 16. Generalversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. 16 Seiten. Preis geheftet 20 Pf.

Die Volksbildung im alten und neuen Jahrhundert. 28 Seiten. Preis geheftet 50 Pf.

Archiv für das Volksbildungswesen aller Kulturvölker. 1. Band. 1907. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze und Prof. G. Hamdorff. 352 Seiten. Preis geheftet 5 M., gebunden 6 M.

Digitized by Google

Kulturgeschichtliche Streifzüge

von

Dr. Ernst Schultze

1. Band:
Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten

Hamburg
Im Gutenberg-Verlag
Dr. Ernst Schultze
1908

Digitized by Google

15354.50
US10019.4

Minot fund
(I)

Alle Rechte
vom Verlag
vorbehalten

Außer dieser Ausgabe ist von dem vorliegenden Buche noch eine kleine Auflage als Ausgabe B auf hochweißem, sehr starkem und ganz außerordentlich leichtem Dickdruckpapier hergestellt worden. Jedes Exemplar dieser Liebhaberausgabe ist in rotes Ganzleder fein gebunden und kostet 6 Mark

Published October 30, 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze, Hamburg

Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto) in Leipzig

Digitized by Google

Meiner Mutter

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 9
1. Die erste angelsächsische Siedelung in Nordamerika 15
2. Aus der ersten Geschichte der Stadt San Francisco 40
3. Espinosa. Ein Leben der Rache 70
4. Ein Sioux-Häuptling 84
5. Die Schwindsucht unter den Sioux-Indianern . . 98
6. Die Kreuzigung unter den Indianern 111
7. Die chinesischen „Sechs Gesellschaften" in San Francisco 121
8. Ein Besuch in der Chinesischen Volksschule von San Francisco 134
9. Die Vereinigten Staaten und die gelbe Rasse . . 146
10. Der verdienteste Neger der Vereinigten Staaten . 158
11. Die Landstreicher und ihre Behandlung in Nordamerika 183
12. Amerikanische Theater 200

Digitized by Google

Vorwort

Die Wissenschaft der Kulturgeschichte erobert von Jahr zu Jahr mehr Boden. Insbesondere in den weiteren Kreisen der gebildeten Geschichtsfreunde wendet man ihr lebhafte Teilnahme zu.

Dennoch ist die kulturgeschichtliche Literatur einstweilen noch nicht so reich wie die politisch-geschichtliche Literatur vertreten. Das mag einmal darin begründet sein, daß es dem Manne der Wissenschaft nicht immer zugute zu kommen pflegt, wenn er sich dem buntschillernden und scheinbar uferlosen Arbeitsgebiete der Kulturgeschichte zuwendet; dann aber auch den besonderen Schwierigkeiten eben dieses Gebietes, das nur von demjenigen erfolgreich bebaut werden kann, dem weder historische noch nationalökonomische, weder literaturgeschichtliche noch ethnographische Interessen fern liegen und der für alle diese Gebiete wissenschaftlich geschulten, instinktsicheren Blick besitzt. Solche Vielseitigkeit zu fördern, ist aber kaum ein Zeitalter in geringerem Maße ge-

Digitized by Google

eignet gewesen als das unsere, dem die weitestgehende Arbeitsteilung auch auf dem Gebiete der Wissenschaft der Weisheit letzter Schluß zu werden droht.

Dem Mangel an grundlegenden kulturgeschichtlichen Werken abzuhelfen, soll natürlich nicht die Aufgabe der „Kulturgeschichtlichen Streifzüge" sein; das zeigt schon ihr anspruchsloser Titel. Sie wollen nur einigen kleineren kulturgeschichtlichen Darstellungen, von denen manche schon in Zeitschriften oder Zeitungen erschienen waren, eine dauernde Heimstätte bieten.

* * *

Die Gegenstände des 1. Bandes der „Kulturgeschichtlichen Streifzüge" sind sämtlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika entnommen. Diese haben mein Interesse stets besonders erregt, zumal ihre Kulturgeschichte eine Reihe der interessantesten Probleme aufweist. Sie zu studieren, bot sich mir vor einigen Jahren auf einer mehrere Monate währenden, wohl vorbereiteten Studienreise Gelegenheit, die mich kreuz und quer — von New-York bis San Francisco, von der südwestlichen mexikanischen bis zur nordöstlichen kanadischen Grenze — durch ihr riesiges Gebiet führte.

Die Fülle von Stoff, die ich von dieser Reise durch eigene Anschauung und durch Studien in den

Digitized by Google

ausgezeichneten amerikanischen Bibliotheken nach Hause mitbringen konnte, sollte mir zur Abfassung eines größeren kulturgeschichtlichen Werkes über die Vereinigten Staaten dienen. Indessen hat mir ein Übermaß von Berufsgeschäften bisher leider verwehrt, auf die Ausführung dieses Planes soviel Zeit zu verwenden, daß ich jetzt schon seine Beendigung übersehen könnte. Dagegen habe ich in einer größeren Vorlesung, in Einzelvorträgen und namentlich in einer großen Anzahl von Aufsätzen einzelne Abschnitte ihrer Kulturgeschichte behandelt.

Die vorliegende kleine Sammlung faßt nur einige wenige dieser Aufsätze kürzeren Umfanges zusammen; andere wiederum sind hinzugefügt worden. Bei der Auswahl sind namentlich solche Gegenstände berücksichtigt worden, die entweder – zumal in Deutschland – bisher kaum behandelt worden sind oder die, wie mir scheint, häufig in falschem Lichte dargestellt wurden; dies ist z. B. der Grund für die Aufnahme der ersten beiden unter den Arbeiten, die über die gelbe Rasse in den Vereinigten Staaten sprechen. Andere (mehr feuilletonistische als wissenschaftliche) Aufsätze sind aufgenommen worden, weil sie vermutlich für weitere Kreise von Interesse sind: z. B. die Aufsätze „Aus der ersten Geschichte der Stadt San Francisco", „Der verdienteste Neger der Vereinigten Staaten" und „Amerikanische Theater".

Digitized by Google

Dagegen sind umfangreichere Arbeiten, die ich in verschiedenen, rein wissenschaftlichen Fachzeitschriften veröffentlicht habe — wie z. B. „Die Analphabeten in den Vereinigten Staaten" im Jahrgange 1906 der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft" — in dem vorliegenden Buche nicht mit abgedruckt worden, weil sie wesentlich für den Fachmann geschrieben und an Stellen erschienen sind, die der wissenschaftlich Arbeitende leicht aufzufinden weiß.

* * *

Sollte der vorliegende erste Band der „Kulturgeschichtlichen Streifzüge" bei der Leserwelt günstige Aufnahme finden, so gedenke ich nach einiger Zeit einen zweiten folgen zu lassen, der seine Stoffe voraussichtlich der Geschichte der Sklaverei entnehmen wird.

Hamburg-Großborstel,
5. September 1907 Dr. Ernst Schultze.

Digitized by Google

Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten

Digitized by Google

1.

Die erste angelsächsische Siedelung in Nordamerika.

Trotz der beständig steigenden Kosten, die durch große Ausstellungen verursacht werden, haben die Vereinigten Staaten im Jahre 1907 die sogenannte „Jamestown-Ausstellung" veranstaltet, für die noch lieber die Bezeichnung „Dreihundertjahr-Ausstellung" angewendet wurde. Sie beansprucht eine gewisse allgemeine Bedeutung, weil sie ein geschichtliches Ereignis von größter Tragweite in die Erinnerung zurückrufen soll. Gewiß war der Ankauf von Louisiana, der durch die Weltausstellung von St. Louis 1904 verherrlicht werden sollte, für die Vereinigten Staaten von epochemachender Bedeutung. Noch wichtiger war aber doch für sie die Begründung der englischen Herrschaft in Nordamerika überhaupt. Und diese soll durch die Dreihundertjahr-Ausstellung gefeiert werden.

Denn es sind 1907 genau drei Jahrhunderte verflossen, seit die Engländer das nordamerikanische Festland zu dauernder Besiedelung

betraten. Das Jahr 1607 bedeutet den Beginn der englischen Herrschaft in Nordamerika, die sich später so gewaltig ausdehnen sollte, daß es heute, wenn auch nur mehr zur Hälfte unter englischer Herrschaft stehend, doch als ein der englischen Kultur, insbesondere der englischen Sprache, gehöriger Weltteil gelten muß.

Schon den Normannen war es gelungen, sich in Nordamerika anzusiedeln; aber ihre im 10. Jahrhundert gegründete Niederlassung war nicht von Bestand gewesen. Später hatten die Spanier in Santa Fé (in Neu-Mexiko) und in dem Fort St. Augustine (in Florida), das gewöhnlich als ältestes von Weißen in Nordamerika errichtetes Gebäude gilt, Versuche gemacht, sich festzusetzen. Aber sie besaßen nicht das Geschick, ihre Militärkolonien allmählich in Ackerbaukolonien umzuwandeln, und versäumten daher die Gelegenheit, den Grund zu einem nordamerikanischen Weltreiche zu legen.

Übrigens waren auch die ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika nicht am Leben geblieben. Nach dem 1577 begonnenen Freibeuterzuge Sir Francis Drakes und der im Jahre darauf ausgesandten Expedition Sir Humphrey Gilberts hatte der Liebling der Königin Elisabeth und des englischen Volkes, Sir Walter Raleigh, 1584 die erste, 1585 die zweite und 1587 die dritte kleine Flotte nach Nord-

Digitized by Google

amerika in der ausgesprochenen Absicht ausgesandt, dort eine feste Niederlassung zu begründen. Keine ihrer Besatzungen aber gab den Grundstock einer dauernden Kolonie ab.

Man hatte in Europa vor 300 Jahren noch fast allenthalben den kindlichen Glauben, daß die neue Welt von Gold strotzen müsse. Obwohl schon die Spanier in dieser Hoffnung häufig schwer enttäuscht worden waren und die Suche nach dem Goldlande Tausenden von ihnen den Untergang gebracht hatte, waren doch abenteuerliche Gemüter nicht von der Ansicht abzubringen, daß es eine Kleinigkeit sein müsse, in „Westindien" mühelos und ohne Arbeit zu unermeßlichem Reichtum zu gelangen. Auch die Ostküste Nordamerikas wurde, weil der Wunsch der Vater des Gedankens war, wie ein Paradies beschrieben. Myrrhen, Weihrauch, Gummi, Spezereien sollten dort in Fülle wachsen, Gold und Silber, Perlen und andere Kostbarkeiten leicht zu finden sein. Unter den Tieren des Landes sollte fast kein Geschöpf des Paradieses fehlen — nicht einmal das sagenhafte Einhorn. Auch Löwen und Tiger wurden dem Lande angedichtet, obwohl sie dort, seit Menschen hier wohnen, nicht vorgekommen sind.

So wandten sich denn Abenteurer aller Länder nach Nordamerika: nicht nur Spanier und Franzosen,

Digitized by Google

sondern auch Holländer, Engländer, Schweden usw. Wie aus diesen zerstreuten Siedelungen so vieler Nationen schließlich ein fast ausschließlich der englischen Sprache zugehöriger Weltteil erwachsen konnte, in welchem nur in wenigen Landstrichen noch die französische Sprache herrscht, während alle anderen Sprachen zugrunde gegangen oder im Aussterben begriffen sind — das ist einer der interessantesten Vorgänge, die die Geschichte aufweist.

Die Engländer haben erst verhältnismäßig spät begonnen, dem neu entdeckten Weltteil ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sir Walter Raleigh war wie erwähnt der erste, der eine Kolonie in Nordamerika zu gründen beschloß. Aber seine Unternehmung endete mit einem Mißerfolge. Es ist nichts davon übrig geblieben als der Name eines Staates der nordamerikanischen Union: man nannte die Ostküste Nordamerikas, die bis dahin allgemein den spanischen Namen „Florida“ geführt hatte, unter Anspielung auf den jungfräulichen Stand der englischen Königin Elisabeth „Virginia“. Die erste Niederlassung Raleighs auf der kleinen Insel Roanoke ging vollständig wieder zugrunde. Als zwanzig Jahre später neue Ansiedler in jenen Landstrich kamen, konnten sie nur mühsam feststellen, daß die ganze „Raleigh-City“ in einem Indianerkriege umgekommen sein mußte. In einem Indianerdorfe fand man

Digitized by Google

einen Knaben von etwa 10 Jahren mit hellem Haar und weißer Haut, der offenbar aus der zerstörten Kolonie stammte; ein indianischer Häuptling soll damals sieben Personen, von denen sechs in der Zwischenzeit gestorben waren, bei dem allgemeinen Gemetzel, mit dem die Einnahme der Ansiedlung verbunden war, gerettet haben.

Der nächste Kolonisationsversuch der Engländer fällt erst in den Beginn des 17. Jahrhunderts, da die Zwischenjahre völlig durch den gewaltigen Kampf der kräftig aufstrebenden englischen Seemacht mit dem bis dahin die Weltmeere beherrschenden Spanien ausgefüllt waren. Man hatte deshalb in England zwischen den Jahren 1588 (Vernichtung der großen spanischen Armada) und 1604 (Friedensschluß) wenig Zeit, sich um überseeische Unternehmungen zu kümmern. Erst 1606 ging ein neuer Anstoß von zwei Gesellschaften aus, denen König Jakob I., der bigotte, engherzige, pedantische Nachfolger Elisabeths, nach dem Beispiel der holländisch-ostindischen Kompagnie Freibriefe (Charters) erteilte. Sie führten nach ihren Heimatsorten und nach ihren Kolonien die Namen London- oder Virginia-Gesellschaft und Plymouth- oder Neu-England-Gesellschaft.

Erstere erhielt das Land zu freiem Besitz zuerteilt, in dem die verunglückte Raleighsche Kolonie gelegen hatte. Es wurde genauer dadurch begrenzt,

Digitized by Google

daß König Jakob I. der Virginia-Gesellschaft alles Land zwischen dem 34. und 38. Breitengrade zuwies. Die Plymouth-Gesellschaft erhielt andererseits alles Land zwischen dem 41. und 45. Breitengrade, während die dazwischenliegenden Landstriche, obwohl sie von den Franzosen schon seit längerer Zeit in Anspruch genommen wurden, nichtsdestoweniger von Jakob I. den beiden Gesellschaften gemeinschaftlich zur Verfügung gestellt wurden — nur daß sie zwischen ihren Ansiedelungen überall einen Abstand von mindestens 100 englischen Meilen innehalten sollten. Grenzen, die sich wie in Europa der geographischen Gestaltung des Landes angeschlossen hätten, ließen sich damals nicht angeben, weil man es überhaupt noch gar nicht kannte. Die Abgrenzung nach Breitengraden statt nach Flüssen, Bergen oder anderen natürlichen Grenzen ist von den Nordamerikanern dann später, auch nachdem sie ihr Land näher kennen gelernt hatten, beibehalten worden und wird von ihnen trotz aller damit verbundenen Übelstände — sie wissen selbst nicht recht weshalb — fast heilig gehalten.

Die erste Flotte, welche die Virginia-Gesellschaft nach dem ihr zugeteilten Lande absandte, segelte am 19. Dezember 1606 von dem kleinen Hafen Blackwall ab, wurde aber durch widrige Winde bis zum 1. Januar 1607 an der europäischen

Digitized by Google

Küste festgehalten. Das kleine Geschwader bestand aus drei Schiffen von 100, 40 und 20 Tonnen Gehalt mit 71, 52 und 20 Personen. 39 von diesen insgesamt 143 Menschen bildeten die Besatzung der Schiffe. In den Passagierlisten wurden etwa die Hälfte der Passagiere mit der Bezeichnung „Gentleman" aufgeführt, die übrigen als Arbeiter, Handwerker und Handelsleute. Auch zwei Ärzte befanden sich darunter.

Die Flotte schlug den üblichen Weg über die kanarischen Inseln und Westindien ein, obwohl der kühne englische Seefahrer Gosnold, der sich ebenfalls als Passagier an Bord befand, schon 1602 mit glücklichem Erfolge das Wagnis der direkten Durchkreuzung des Ozeans unternommen hatte. Durch diesen Umweg verloren die drei Schiffe nicht nur Zeit – worauf es nicht so sehr ankam –, sondern sie verbrauchten auch sehr viel Lebensmittel, was sich später bitter rächen sollte. So erreichten sie erst am 26. April 1607, also nach einer Fahrt von fast vier Monaten, die Küste von Virginia. Am Abend dieses Tages wurde das versiegelte Kästchen geöffnet, in welchem der König der Flotte seine Befehle mitgegeben hatte. Man entnahm nun den königlichen Briefen, wie die bürgerliche Gewalt unter den Ansiedlern verteilt sein sollte. Denn dem König stand die Ernennung sowohl des „dirigierenden

Digitized by Google

Rates" der Virginia-Gesellschaft in London, als auch die Ernennung ihres „Verwaltungsrates" jenseits des Meeres zu.

Am 13. Mai 1607 gründeten die Kolonisten ihre erste feste Niederlassung auf einer günstig gelegenen Halbinsel am nördlichen Ufer eines Flusses, in den sie von der Chesapeake-Bucht aus hineingefahren waren. Die Eingeborenen sollten den Fluß „Powhatan" nennen nach dem gleichnamigen Häuptling des Chickahominy-Stammes, mit dem die Weißen noch viel zu schaffen haben sollten. Doch scheint mir, daß ein Mißverständnis der Ansiedler vorgelegen hat, da die Europäer sich damals die Benennung fremder Flüsse und Städte häufig sehr leicht machten, indem sie ihnen einfach die Namen der indianischen Häuptlinge gaben; oder sie verfuhren auch umgekehrt. So nannten z. B. die Begleiter des Pizarro den Inka, der über die Peruaner herrschte, nicht Atahualpa, wie er wirklich hieß, sondern nach seiner Hauptstadt einfach Cuzco.

Die Virginialeute beschlossen, auf jener Halbinsel, die etwa 50 englische Meilen von der Mündung des „Jamesflusses", wie sie ihn nach ihrem eigenen Könige benannt hatten, entfernt lag, ihre erste Stadt zu bauen, der sie ebenfalls den Namen König Jakobs (James) gaben, indem sie sie „Jamestown" tauften. Man legte sogleich Befestigungen an und

Digitized by Google

baute Blockhäuser, während 25 Männer den Fluß weiter hinauffuhren, um die Gegend genauer zu erforschen. Bei dieser Gelegenheit entdeckten sie den zehnjährigen weißen Knaben, von dem schon erzählt wurde.

Bereits am 26. Mai 1607, einen Tag bevor die Expedition nach Jamestown zurückkehrte, wurde das kleine Fort, das natürlich in diesen 13 Tagen noch nicht vollendet sein konnte, von den Indianern angegriffen, in denen die Raleighsche Kolonie bittere Feindschaft gegen alle Weißen zurückgelassen hatte. Aber man erwehrte sich, wenn auch mit Verlusten, dieser Angriffe und setzte den Bau des Forts schleunigst fort, so daß es schon am 15. Juni 1607 vollendet war.

Einige Tage später segelten die drei Schiffe, die die Ansiedler nach Amerika gebracht hatten, nach England zurück, nur mit Holzproben und Mineralien beladen, um von den Erzeugnissen des noch völlig unerforschten Landes ungefähr eine Vorstellung zu geben. Die Ansiedler ließen die Schiffe nur ungern ziehen. Nur eine Pinasse blieb ihnen und Vorrat für etwa drei Monate. Schon herrschte schwere Mißstimmung in der Kolonie, weil die meisten keineswegs in das fremde Land gekommen waren, um hier ein Leben voll mühseliger Arbeit zu führen und Tag für Tag in Gefahr zu schweben, von den

Digitized by Google

Indianern erſchlagen zu werden. Dazu kam, daß ſich die Lage von Jamestown als ſehr ungeſund herausſtellte: es war ein wirkliches Fieberneſt. Bis zum September waren bereits 50 von den Anſiedlern geſtorben — d. h. faſt die Hälfte — und die Vorräte waren faſt völlig erſchöpft. Auch brachen ſchwere Mißhelligkeiten unter den Anſiedlern ſelbſt aus, und es war für ſie vielleicht die einzige Rettung, daß das Ergebnis dieſer Streitigkeiten eine gewaltſame Perſonalveränderung im Verwaltungsrate war. Denn in dieſem ſpielte von nun an ein Mann die führende Rolle, der von ſeinen Gefährten bei der Überfahrt nach Amerika abſichtlich beiſeite geſchoben worden war, deſſen außerordentliche Energie und Umſicht man jetzt aber ſchätzen gelernt hatte.

Das war der Kapitän John Smith, der noch nicht einmal ein Alter von 28 Jahren erreicht hatte. Trotz mancher Schattenſeiten ſeines Charakters, insbeſondere großer Schroffheit, wurde er doch für die neue Kolonie unſchätzbar durch ſeine unbeugſame Tatkraft und durch ſeine erſtaunliche Vielſeitigkeit: als Verwaltungsbeamter und Truppenführer, als Forſchungsreiſender und Schriftſteller, der durch ſeine Schriften in England mit großem Erfolge für Virginia warb. Er rettete die Anſiedlung vor dem Untergange, dem ſie ſonſt zweifellos verfallen wäre. Und das alles, obwohl er nur zwei Jahre lang als

Digitized by Google

Vorsitzender des Verwaltungsrates der Virginia-Gesellschaft in Jamestown tätig war, da er gegen Ende des Jahres 1609 sich wieder nach England einschiffen mußte, um sich vor dem dirigierenden Rat seiner Gesellschaft in London gegen eine Anzahl von Klagen zu verantworten, die man gegen ihn erhoben hatte. Er teilte also darin das Schicksal des Cortez und anderer energischer Entdecker, deren hervorragende Leistungen nur möglich waren, wenn sie nicht allzu ängstlich auf irgend welche Interessen, die sie vielleicht verletzen konnten, acht gaben. Smith kehrte auch nicht nach Virginia zurück, da die zweite große englische Kolonial-Gesellschaft, die Plymouth-Company, die ihre Tätigkeit erst einige Jahre später als die Virginia-Gesellschaft begann, sich seine Dienste zu sichern wußte, indem sie ihn im Jahre 1614 unter dem klangvollen Titel eines „Admirals von Neu-England" nach ihren Besitzungen in Amerika sandte.

Trotz der kurzen Zeit von nur zwei Jahren, in der John Smith die leitende Rolle in Virginia spielte, legte er den Grundstein zu einer gesunden Entwickelung der Kolonie. Er ließ Getreide anpflanzen und Blockhäuser bauen, er befestigte Jamestown stark zur Verteidigung gegen die Angriffe der Indianer, er richtete einen Aussichtsposten ein, der beim Herannahen eines Schiffes sofort ein Signal

Digitized by Google

zu geben hatte, er sorgte für Einführung der Schweinezucht usw. Denn mehr als einmal kamen die Ansiedler, solange sie auf die Zufuhr von Lebensmitteln von England aus angewiesen waren, in die Gefahr des Verhungerns. Vor allen Dingen aber schuf Smith eine Einrichtung, die ihm allerdings ein großer Teil der Ansiedler bitter wenig dankte: er bestimmte, daß jeder Ansiedler sich einer allgemeinen sechsstündigen Arbeitspflicht zu unterwerfen habe. Den Abenteurern und Faulenzern, die den ersten Grundstock der Kolonie gebildet hatten, behagte dies natürlich keineswegs — viele von ihnen zogen es dann lieber vor, sich mit den Indianern anzufreunden und mit ihnen in ihren Wigwams ein völlig indianisches Leben zu führen.

Smith sorgte weiter auch dafür, daß den ersten Ansiedlern, die eben ein sehr schlechtes Kolonistenmaterial darstellten, brauchbarere Kolonisten folgten. Namentlich auf die „Gentlemen" war er schlecht zu sprechen, da sie meist den obersten Gesellschaftsschichten entstammten, etwas Gediegenes nicht gelernt hatten, die Heimat infolge irgend eines peinlichen Vorfalls oder weil man sich eines unbrauchbaren Familienmitgliedes entledigen wollte, hatten verlassen müssen, dennoch aber mit großen Ansprüchen auftraten. So schrieb Smith eines schönen Tages an den Rat seiner Gesellschaft nach London: „Ich will lieber 30 Zimmer-

Digitized by Google

leute, Farmer, Gärtner, Fischer, Holzarbeiter, Schmiede und Maurer haben als 1000 von den Leuten, die Sie mir bisher geschickt haben."

Namentlich Bauern und Handwerker suchte er in die Kolonie zu ziehen; es wird besonders erwähnt, daß sich deutsche und polnische Glasbläser darunter befanden. Er mußte umsomehr auf die Herbeiziehung arbeitsamer und tüchtiger Menschen bedacht sein, als die Virginia-Gesellschaft an die neue Kolonie gleich anfangs unvernünftige Forderungen stellte. Schon als die zweite kleine Flotte nach Virginia abging, hatte der dirigierende Rat in London ihrem Kapitän die merkwürdige Verpflichtung auferlegt, nicht zurückzukehren, ohne einen Klumpen Gold mitzubringen, oder bestimmte Mitteilungen von der Entdeckung des nördlichen Seewegs nach Indien machen zu können (der seit 100 Jahren eifrig gesucht wurde), oder einen der Ansiedler der Raleighschen Kolonie befreit zu haben. Außerdem sollte der Kapitän eine Fracht mit nach Europa bringen, die die Kosten der Expedition aufwiegen, also einen Wert von mindestens 2000 Pfund Sterling (40000 Mark) haben sollte! Man hatte die Drohung hinzugefügt, daß die Kolonisten in Virginia ihrem Schicksal überlassen und von England aus ohne jede weitere Unterstützung bleiben würden, wenn der Kapitän diese Bedingungen nicht erfüllen sollte.

Digitized by Google

So war es für die Kolonie ein besonderes Glück, daß ein Mann von der eisernen Tatkraft des Kapitän John Smith an ihrer Spitze stand und unermüdlich tätig war, um die Ansiedelung vor indianischen Angriffen wie vor der fast noch drohenderen Gefahr des Verhungerns aus Faulheit zu retten. Zu diesem Zwecke suchte er sich vor allen Dingen eine ganz genaue Kenntnis des Landes selbst zu verschaffen. Er unternahm dazu eine Reihe von kleineren Forschungsreisen, die meist zu Schiff begannen und dann zu Fuß weiter ins Land führten. Häufig hatte er mit Indianern Scharmützel zu bestehen, die gar nicht damit einverstanden waren, daß sich Fremdlinge in ihrem Gebiet sehen ließen — so z. B. mit dem Rappahannock-Stamme. Aber diese Expeditionen ermöglichten es Smith, von der Gegend eine Karte zu entwerfen, die sich durch ihre außerordentliche Genauigkeit auszeichnete und die für die ganzen nächsten 100 Jahre als einzig brauchbare Karte der Gegend benutzt wurde. Ja noch im Jahre 1873 wurde sie ihrer ausgezeichneten Zuverlässigkeit wegen als amtliches Beweisstück herangezogen, als es sich um die Schlichtung eines Grenzstreites zwischen den Staaten Virginia und Maryland handelte. Die Karten der nächsten Zeit beruhten ausschließlich auf dieser Karte. Nach der Sitte der Zeit sind Wälder durch einzelne Bäume eingezeichnet, Hügel und Berge

Digitized by Google

ebenfalls durch Zeichnung wiedergegeben; links und rechts findet man auf der Karte die Abbildungen von Indianern. Links oben ist z. B. der Indianerhäuptling Powhatan dargestellt; die Unterschrift besagt, daß Smith selbst einmal als Gefangener in seine Hände geriet, wobei übrigens seine beiden einzigen Begleiter getötet wurden.*) Er hat die Erzählung dann in späteren Auflagen seines Buches über Virginia romantisch ausgeschmückt: sein eigenes Haupt habe ebenfalls schon auf dem Blocke gelegen, um den Todesstreich zu empfangen, als die zwölfjährige Tochter des Häuptlings, die anmutige Pocahontas, hinzugesprungen sei, den Arm um seinen Hals geschlungen und ihren Vater um das Leben des Gefangenen gebeten habe ...

Die Smithsche Karte erfreut sich noch heute so großer Berühmtheit, daß Exemplare der ersten Auflage seines Buches mit sehr hohen Preisen bezahlt werden — falls eben diese Karte darin enthalten ist. Seit langer Zeit sind daher viele falsche Stücke im Handel. Denn vielfach war die Karte aus dem Buche herausgetrennt worden, um sie gesondert zu verkaufen, und man hat dann Karten aus späteren

*) Ich gedenke eine Nachbildung dieser berühmten Karte in der Zeitschrift „Universum" (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.) zu veröffentlichen.

Digitized by Google

Auflagen, die nicht den großen Sammlerwert besitzen wie die Originalkarte, hineingeklebt.

Nachdem Smith die Kolonie verlassen hatte, um sich in England wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen zu verantworten, hatte das Städtchen Jamestown mannigfach wechselnde Schicksale zu erleiden. Denn wer heute die Stadt Jamestown, mit deren Begründung 1607 die Angelsachsen festen Fuß in Amerika faßten, sucht, wird das vergeblich tun. Wir haben es in ihren Schicksalen mit einem der nicht ganz seltenen Beispiele in der Geschichte Nordamerikas zu tun, daß eine Stadt nach verhältnismäßig kurzer Zeit völlig vom Erdboden verschwunden ist; nur eine kleine Ruine gibt noch von ihrem ehemaligen Bestehen Kunde. Wenn Chidher, der ewig junge, diese Strecke der nordamerikanischen Ostküste durchwanderte, so würde er hier nicht einen Zeitraum von fünfhundert Jahren einzuhalten brauchen, sondern sprechen können:

„Und aber nach zweihundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren." —

Aus der Geschichte der ersten Jahrzehnte der Stadt ist eines der interessantesten Kapitel die Ankunft der ersten Frauen. Einer der Ansiedler hatte sich seine Frau nachkommen lassen, und diese war von einer Dienerin begleitet, die, wie man sich denken kann, schon wenige Tage nach der Ankunft

Digitized by Google

im fremden Lande zwischen verschiedenen Heiratsanträgen wählen konnte. Infolgedessen kam die Virginia-Gesellschaft auf den Gedanken, Frauen in die neue Kolonie zu importieren und zwar in ganz ähnlicher Weise, wie sie eine große Anzahl von Ansiedlern dorthin schaffte. Hunderte von Ansiedlern wurden nämlich auf Kosten der Gesellschaft nach Jamestown gebracht, ohne daß sie zuvor für ihre Überfahrt bezahlt hätten; vielmehr verpflichteten sie sich, die Kosten für ihre Überfahrt in der Kolonie abzuarbeiten, ehe sie irgend welches Eigentum erwerben konnten. Auch die Einwanderung in Pennsylvanien, in Louisiana usw. ist später vielfach auf dieselbe Weise erfolgt, und mancher arme deutsche Landsmann ist so als halber Sklave nach Amerika gekommen und hat monatelang oder jahrelang frohnden müssen, ehe er sich seiner persönlichen Freiheit erfreuen konnte.

Im Jahre 1619 machte die Virginia-Gesellschaft also den Versuch, auf ihre Kosten eine Anzahl junger Mädchen nach Jamestown zu senden, falls sie gewillt waren, sich dort zu verheiraten. Waren sie dort angelangt, so wurde eine förmliche Versteigerung abgehalten — allerdings unter der Voraussetzung, daß der freie Wille des einzelnen Mädchens, diesem oder jenem zum Altare zu folgen, entscheidend sein sollte. War sie dann verheiratet,

Digitized by Google

ſo war ihr Mann verpflichtet, die Überfahrtskoſten für die ſo erworbene Lebensgefährtin an die Virginia-Geſellſchaft zurückzuerſtatten — in Geld oder, wenn er das nicht konnte, in Tabak, der überhaupt damals in Virginia als gangbarſtes Zahlungsmittel galt, in welchem ſelbſt die Gehälter der Beamten der Virginia-Geſellſchaft ausbezahlt wurden. Man machte mit der Einfuhr der Frauen ein glänzendes Geſchäft. Denn in kürzeſter Zeit waren alle heiratsluſtigen Mädchen des erſten Transportes an den Mann gebracht, und man konnte den Verſuch zu erhöhten Preiſen wiederholen.

Die jungen Frauen mußten allerdings manche Unbequemlichkeiten in ihrem neuen Daſein mit in Kauf nehmen. Aber ängſtliche Gemüter werden ſich kaum unter ihnen befunden haben, da ſie es gewagt hatten, eine damals noch recht gefährliche Seereiſe von mehreren Monaten Dauer — ſechs- bis achtmal ſo lang als heute! — in ein ſo gut wie völlig unbekanntes Land zu unternehmen. Nur wenn Indianerangriffe drohten, haben ſie ſich alle gefürchtet, obwohl Jamestown im Jahre 1614 ſeine Befeſtigungen erheblich verſtärkt hatte. Die „Stadt" zählte damals etwa 50 bis 60 Häuſer, deren Zahl ſich nach Gründung ſo vieler eigener Haushaltungen nicht unerheblich vermehrte.

Noch einmal kam über die Anſiedler eine wirk-

Digitized by Google

liche „Hungerzeit", die noch lange danach unter diesem Namen bekannt war. Auch die Kämpfe mit den Indianern hörten viele Jahrzehnte hindurch nicht auf. Wie überall sonst in Amerika werden sich wohl auch hier die Weißen, unter denen sich ein erheblicher Teil von gewissenlosen Abenteurern, ja von deportierten Verbrechern befand, den Rothäuten gegenüber ohne irgend welche Bedenken jede Gewaltsamkeit und jeden Verrat erlaubt haben. Natürlich vergalten diese Gleiches mit Gleichem, und mehr als einmal wurden daher kleine Abteilungen Weißer im Lande überfallen und erschlagen. Unter einer Schar von 30 Mann, die von den Indianern Powhatans niedergemacht wurde, kamen z. B. nur zwei mit dem Leben davon. Einer davon, Henry Spelman, wurde von den Indianern noch lange festgehalten und lebte viele Jahre unter den Patowomekes. Er erlernte während dieser Zeit ihre Sprache und konnte später den Weißen als Dolmetscher dienen.

Seine Lebensrettung hatte er einer jungen Indianerin zu verdanken, die auch sonst in die Geschicke der Kolonie der Weißen beschützend eingriff. Sie führte den klangvollen Namen Pocahontas und war, wie schon erzählt, eine Tochter des Häuptlings Powhatan. Als sie heranwuchs, waren die Weißen von der Schönheit ihrer Gestalt und der

Digitized by Google

Anmut ihrer Bewegungen entzückt, und einer von ihnen, John Rolfe, verliebte ſich ſo in die ſchöne Indianerin, daß er ſie in aller Form zum Weibe begehrte. Pocahontas trat zum Chriſtentum über und wurde John Rolfe angetraut. Einige Jahre ſpäter machte ſie mit ihrem Manne eine Reiſe nach England und wurde dort am königlichen Hofe mit den größten Ehren empfangen. Leider ſtarb ſie in England wenige Tage bevor ſie die Rückreiſe nach Amerika antreten wollte, und die Anſiedler in Virginia wurden dadurch ihres einflußreichen Schutzes beraubt. Bald waren wieder die alten Streitigkeiten zwiſchen Indianern und Weißen an der Tagesordnung.

Noch zwei andere Ereigniſſe in der Geſchichte der erſten Zeit von Jamestown ſind von beſonderer Bedeutung. Beide fallen — wie die Einfuhr der erſten Frauen — in das Jahr 1619.

Zunächſt war dies die Einführung einer parlamentariſchen Verfaſſung, die von dem 1619 in London gewählten neuen, liberal geſinnten „dirigierenden Rate" der Virginia-Geſellſchaft erlaſſen und die ſpäter von den anderen Kolonien als Vorbild genommen wurde. Noch die heutige Verfaſſung der nordamerikaniſchen Einzelſtaaten ſowohl wie der Union geht im Grunde auf die darin feſtgelegte Verteilung der Gewalten zurück: an der Spitze der

Digitized by Google

Kolonie stand ein Gouverneur, ihm zur Seite eine beratende Körperschaft (Council) und eine gesetzgebende Versammlung.

Von scheinbar weit geringerer, tatsächlich aber überaus folgenschwerer Bedeutung war ein anderes Ereignis derselben Zeit. Am 31. August 1619 wurde von dem Ausguckposten das Herannahen eines holländischen Kriegsschiffes gemeldet. Als es in den Hafen von Jamestown einlief, machte der Kapitän bekannt, daß er eine Ladung von 30 Neger-Sklaven an Bord habe. Die Ansiedler beeilten sich, dem Holländer die Sklaven abzukaufen, so daß dieser seine Ware bis auf den letzten Mann absetzte. Dieser Ankauf von Neger-Sklaven in Jamestown im Jahre 1619 bedeutet den Beginn der Neger-Sklaverei in Nordamerika, wenn auch nicht etwa die erste Einführung von Neger-Sklaven überhaupt. Vielmehr hatte diese schon hundert Jahre vorher durch die Spanier stattgefunden, welche damit die indianische Bevölkerung auf Cuba, St. Domingo usw. zu ersetzen suchten, da diese durch rücksichtslose Ausnutzung ihrer Arbeitskraft von den Weißen fast schon zu Grunde gerichtet worden war.

Die Neger-Sklaven in Virginia wurden hauptsächlich zur Bearbeitung der Tabakfelder benutzt, und als ihre Zahl in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stark anschwoll — der Sklavenhandel war

Digitized by Google

ein sehr lohnendes Geschäft – warf die Tabakernte immer reichere Erträge ab. Den Anbau des Tabaks hatten die Weißen seit 1612 von den Indianern gelernt. Er erhob sich, nun die etwas bequemen Ansiedler nicht mehr auf die eigene Arbeit angewiesen waren, schnell zu großer Blüte. Der Virginia-Tabak ist noch heute berühmt – führt doch eine in ganz Europa bekannte lange, dünne und schwere Zigarre der österreichischen Tabak-Regie den Namen „Virginia". Den wenigsten ihrer Raucher wird bekannt sein, daß deren Name auf die jungfräuliche Königin Elisabeth von England zurückgeht.

Daß die wirtschaftliche Gliederung in der Kolonie Virginia immer mehr sich dahin ausbildete, daß der Plantagen-Besitzer in seinem Herrenhause ein bequemes, genußreiches, gastfreies Leben führte, während seine Neger-Sklaven unter dem überscharfen Druck äußerster Kraftanspannung fast zusammenbrachen, will ich hier nicht schildern. Die Folge war, daß Virginia unter allen englischen Kolonien in Nordamerika (und nach der Lostrennung vom Mutterlande unter allen Staaten der nordamerikanischen Union) der am meisten aristokratische blieb, und daß man Bildung, Gastfreundschaft und vornehmes Wesen nirgends so häufig antraf wie hier; tatsächlich hat kein Staat der Union während ihres ersten halben Jahrhunderts so viele bedeutende Männer hervor-

Digitized by Google

gebracht. Andererseits hat sich – Ursache ebensowohl als Folge des Plantagenbaues mit Hilfe von Sklaven – die Wirtschaftsform des Großgrundbesitzes hier am schärfsten herausgebildet. Übrigens hat die Sklaverei in Virginia im allgemeinen nie so grausame und unmenschliche Formen angenommen wie in manchen anderen, weniger aristokratischen Staaten der Union.

Wo in einem Lande der Großgrundbesitz sich eingebürgert hat, da pflegen große Städte kaum zu entstehen. Virginia war daher bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein verhältnismäßig städtearmes Land. Unter seinen wenigen Städten findet man Jamestown, die erste dort begründete Siedelung, nur kurze Zeit. Im Juli 1620 zählte die ganze Kolonie 4000 Menschen, die übrigens während desselben Jahres 4000 Pfund Tabak nach England verschifften. In den Jahren 1619–1621 kamen insgesamt 3570 neue Ansiedler ins Land. Aber die Zahl der Weißen verminderte sich infolge eines Indianerüberfalles um 347. Eine Reihe erbitterter Indianerkriege bis zu einem 1632 abgeschlossenen Frieden war die Folge. Indessen verging auch später kaum ein Jahrzehnt, ohne daß nicht ein besonders blutiger Indianerkrieg stattfand – kleinerer Scharmützel und Überfälle gar nicht zu gedenken. Ein solcher Krieg fand z. B. im Jahre 1676 statt. Die Kolonisten selbst waren

Digitized by Google

dabei in zwei Teile zerſpalten, und es kam, wie übrigens auch ſonſt mehrfach in Jamestown, zu einem wirklichen Bürgerkriege, in welchem das Regierungsgebäude – State Houſe – in Jamestown in Flammen aufging.

Kleinere und größere Brände haben die Stadt wiederholt verwüſtet. Da ſie zudem auf einer Angriffen ſehr ausgeſetzten Stelle lag, beſchloß man endlich im Jahre 1700, den Regierungsſitz nach Williamsburg zu verpflanzen. Aber auch hier blieb er nicht endgültig, ſondern wurde 1779 in die 1737 gegründete Stadt Richmond verlegt, die ſich in lebhafter Entwickelung befand.

Die Geſchichte der Stadt Jamestown hat ihr Ende mit der Verlegung des Regierungsſitzes nach Williamsburg erreicht. Die Anſiedler verließen allmählich die Stadt, und wenige Jahrzehnte ſpäter erzählten nur noch Ruinen davon, daß hier einmal die erſte engliſche Stadt in Nordamerika gelegen hatte.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſollte ſich allerdings noch einmal eifriges Leben auf ihrem alten Boden abſpielen. Es war während des Bürgerkrieges, als die Truppen der Südſtaaten hier um die alte Kirchenruine herum Schanzwerke aufwarfen. In der ganzen Gegend wurde häufig zwiſchen Konföderierten (Südſtaatlern) und Bundestruppen (Nordſtaatlern) gekämpft. Auch fand hier

Digitized by Google

der berühmte Kampf zwischen Merrimac und Monitor statt, zwei der ersten Panzerschiffe; sein Ergebnis veranlaßte die Marineministerien der ganzen Welt, ihre Kriegsschiffe in Panzerschiffe umzuwandeln. Nicht weit von der Kampfstelle wurde eine große Schiffswerft von den Nordstaatlern in die Luft gesprengt, bald darauf aber von den Südstaatlern wieder aufgebaut.

Heute liegt die Stätte wieder still und verlassen da, und wenn die Dreihundertjahr-Ausstellung mit ihren Flottenfesten vorübergegangen ist, wird über der einzigen Ruine, die noch die Stelle der alten Stadt Jamestown anzeigt, wieder dieselbe Ruhe liegen wie nun schon seit zwei Jahrhunderten ...

Digitized by Google

2.

Aus der ersten Geschichte der Stadt San Francisco.

San Francisco ist die jüngste Weltstadt. 1835 wurde dort von dem englischen Kapitän W. A. Richardson das erste Wohnzelt neben dem schon seit 1776 bestehenden Missionshaus San Dolores gebaut. Allmählich entwickelte sich ein kleines Dorf namens Yerba Buena (auf deutsch: Krauseminze), das am 30. Januar 1847 auf Befehl des amerikanischen Marineleutnants W. A. Bartlett, „um Verwechslungen zu vermeiden", in San Francisco umgetauft wurde. Aber noch im folgenden Jahre, als die Okkupation durch die Vereinigten Staaten durch den Friedensschluß mit Mexiko bestätigt wurde, zählte das Städtchen nur erst tausend Einwohner.

Man stritt damals darüber, ob die Lage des Ortes wirklich in jeder Beziehung die denkbar günstigste sei. Denn so prächtig die Bai des Goldenen Tores als Hafen lag, so wurde doch schon

Digitized by Google

i. J. 1796 (21 Jahre nachdem das erste Schiff, der St. Carlos, in die Bucht eingelaufen war) von einem Beamten der mexikanischen Regierung, der das Land in ihrem Auftrage bereiste, an den Gouverneur berichtet, daß hier „der schlechteste Platz für eine Stadt in Kalifornien sei". So prüfte man auch 1848 wieder, ob sich nicht in der Nähe des Goldenen Tores ein anderer Platz mit günstigeren Bedingungen für eine Stadtgründung finden lasse. Namentlich galten diese Überlegungen dem Dorfe Benicia, das ostnordöstlich an einem Ausläufer der Bai von San Francisco lag. Trotz mancher Vorzüge aber, die die Lage Benicias haben mag, zählt es heute doch erst 2750 Einwohner. Die Weltstadt San Francisco aber ist trotz allem an der Stelle des alten Yerba Buena erwachsen — und zwar mit einer Schnelligkeit, die in der ganzen Weltgeschichte nur von der Entwickelung Chicagos übertroffen wird.

Gleich im ersten Jahre nach dem Friedensschlusse von Guadaloupe Hidalgo, der Kalifornien den Vereinigten Staaten zusprach, wuchs die Zahl der Einwohner San Franciscos mit unglaublicher Geschwindigkeit. Der Grund war in der Entdeckung des Goldes zu suchen, das man in dem unweit gelegenen Sacramento-Tale gefunden hatte. Anfänglich ungläubig aufgenommen, verbreitete sich diese Nachricht doch alsbald wie ein Lauffeuer, und

Digitized by Google

Glücksritter und Abenteurer aus aller Herren Ländern strömten in Scharen in das Land, in welchem sie im Handumdrehen reich zu werden hofften.

Die prächtige Einfahrt der Bai von San Francisco, das sogenannte „Goldene Tor", hatte sonst Schiffe nur in größeren Abständen den schützenden Hafen aufsuchen sehen. Bald aber war es ein gewöhnliches Schauspiel, daß am Horizont Segel nach Segel auftauchte, das auf die Bucht von San Francisco zustrebte. Im Jahre 1849 kamen bis zum November mehr als sechshundert Schiffe dort an — und sie ließen fast stets sämtliche Menschen, die sie an Bord hatten, bis auf den letzten Mann in dem neuen Lande. Denn nicht nur die Passagiere gingen an Land, um in die Goldwäschereien zu eilen, sondern auch Mannschaften und Kapitäne ließen, vom Goldfieber ergriffen, ihre Schiffe im Stiche. Kam es doch dahin, daß der in Kalifornien kommandierende General der Vereinigten Staaten, dem alle seine Soldaten in die Goldfelder fortgelaufen waren, nach Washington telegraphieren mußte: man möchte ihm um Gottes willen keine Soldaten und keine Kriegsschiffe mehr senden — die Mannschaften würden ihm doch alle nur wieder desertieren!

Zeitweise lagen fünfhundert Schiffe ohne alle Bedienungsmannschaft im Hafen — wer Lust dazu

Digitized by Google

hatte, konnte an Bord gehen und rauben und stehlen, was er wollte. Und auf welche Weise viele dieser Schiffe dort ihr Ende gefunden haben, soll sogleich noch erzählt werden.

Mit diesen mehr als sechshundert Schiffen waren etwa 40 000 Personen ins Land gekommen. Aber nur ein sehr kleiner Teil blieb in San Francisco, die meisten gingen sofort in die Goldtäler weiter. Auch über Land kam natürlich Zuzug. Dennoch aber wuchs San Francisco vom Februar 1849 bis zum August nur von 2000 Einwohnern auf 6000. Indessen war diese Zahl schon wenige Monate später auf 20 000 gestiegen, weil ein großer Teil der Goldwäscher im Winter nach der Stadt zurückströmte.

Es war nicht leicht, für diese plötzlich sich ansammelnde Menschenmasse Nahrungsmittel und Wohnungen zu beschaffen. Die Stadt bestand zum größten Teile noch aus Zelten, die nur eine provisorische Unterkunft bieten sollten. Denn niemand dachte daran, längere Zeit hier zu bleiben — jedermann wollte in die Goldfelder zurück, dort möglichst großen Reichtum finden und diesen dann in irgend einem anderen Teile des Landes oder der Welt verzehren. Neben den Zelten San Franciscos erhob sich nur hier und da ein Holzhaus — die meisten waren schon vor der Entdeckung des Goldes erbaut

Digitized by Google

worden. Zwar wäre die Beschaffung von Baumaterial nicht schwierig gewesen, aber es fehlte vor allen Dingen an Arbeitskräften, um die Bauten aufzuführen. Alle menschlichen Verhältnisse waren eben durch die Auffindung des Goldes verschoben und verzerrt, und es war zuweilen ganz unmöglich, selbst für den höchsten Lohn Arbeiter für bestimmte Arbeiten zu finden.

Wo Holzhütten oder Holzhäuser gebaut wurden, da mühte man sich nicht lange, das Baumaterial aus größerer Entfernung herbeizuschaffen, sondern zerschlug einfach ohne weiteres ein Schiff, das man sich unter den herrenlosen Fahrzeugen im Hafen aussuchte, und zimmerte aus den Planken eine menschliche Behausung zusammen. Als einige dreißig Jahre später das Niantic-Hotel in San Francisco abgebrochen wurde, kam ein Schiffsrumpf dabei zutage. Tausende strömten herbei, um mit Staunen dieses Überbleibsel aus einer früheren Periode der Stadtgeschichte zu betrachten – etwa mit derselben Ehrfurcht, wie man in Ländern mit älterer Geschichte der Ausgrabung eines Urnenfriedhofes beiwohnt. Es schien völlig vergessen zu sein, wie der Schiffsrumpf dorthin gekommen war, denn selbst Theodor Kirchhoff berichtete in seinen „Kalifornischen Kulturbildern", daß der Schiffskörper beim Auffüllen der Bai im Sande verborgen geblieben sei – während

Digitized by Google

das genaueste Geschichtswerk, das wir über Kalifornien besitzen und das den trefflichen amerikanischen Historiker Hubert Howe Bancroft zum Verfasser hat, in einer Anmerkung ausdrücklich berichtet, wie die „Niantic" zur Fundamentierung eines Hotels benutzt worden sei.

Übrigens trug man ganze Dünen ab, um sie an den flachen Ufern ins Meer zu schütten und dadurch sowohl neue Straßen zu gewinnen als auch den Hafen zu verbessern. Ein großer Teil des heutigen Stadtteiles südlich der Market Street steht auf diesem aufgeschütteten Boden.

Die Grundstücke des bevorzugten Teiles der kleinen Stadt stiegen mit einer Schnelligkeit im Werte, wie dies wohl nirgends sonst in der Geschichte erlebt worden ist. Im November 1849 waren die Grundstückspreise im Durchschnitt auf das Zehnfache der Preise im Frühling gestiegen. Wer ein kleines Holzhaus besaß, steigerte seine Mieter von 10 Dollars im Monat auf 20, dann auf 50 und auf 100 Dollars (400 Mark) monatlich. Und diese Steigerung hielt, insbesondere im nächsten halben Jahre, an. Grundstücke, die ein Jahr vorher zu keinem Preise loszuschlagen gewesen waren, weil in der Stadt weder Käufer noch Verkäufer zurückgeblieben waren, fanden jetzt mit größter Leichtigkeit Käufer, die das Zehnfache, das Hundertfache, ja das

Digitized by Google

Tausendfache dessen boten, was die Plätze gekostet hatten. Wer vor zwei Jahren ein kleines Grundstück für 15 oder 16 Dollars gekauft hatte, konnte es jetzt vielleicht für 40 000 Dollars verkaufen. Ein alter Seemann, Hicks, hatte in Yerba Buena gegen seinen Willen von einem säumigen Zahler ein kleines Grundstück übernehmen müssen. Als er 1849 wieder mit seinem Schiffe nach San Francisco kam, fand er, daß sein verachteter Platz nun ein Vermögen wert war, und sein Sohn, der einige Jahre später die Hälfte davon verkaufte, erhielt dafür nicht weniger als eine Viertelmillion Dollars (eine Million Mark).

Ein Grundstück an der Plaza, das 1847 16½ Dollars gekostet hatte, wurde zu Anfang 1849 für 6000 Dollars verkauft und am Ende desselben Jahres für 45 000 Dollars. Oft wurde die Geschichte eines Grundstücks erzählt, das vorher gegen ein Faß Whisken eingetauscht worden war und das nun für 18 000 Dollars verkauft wurde. Ein gewisser Semple hatte ein Grundstück billig fortgegeben, um zu zeigen, daß er von der Lage und von der Zukunft San Franciscos bei weitem nicht so viel hielte, wie von denen Benicias — jetzt war es zu seinem Ärger plötzlich ebenfalls ein kleines Vermögen wert.

Natürlich wurden auch die Wohnungen außerordentlich teuer. In einem gewöhnlichen Hotel kostete ein Zimmer ohne Mahlzeiten zwischen 25

Digitized by Google

und 100 Dollars wöchentlich – in den feineren Hotels bis zu 250 Dollars. Bureauräume und Läden wurden zu märchenhaft hohen Preisen vermietet – nämlich bis zu 6000 Dollars (24 000 Mark) monatlich. So konnte selbst ein Gebäude wie das Parker House an der Plaza, das 15 000 Dollars (60 000 Mark) monatliche Miete kostete, noch erheblichen Gewinn abwerfen. Das ging bis in die kleinsten Verhältnisse hinunter; so kostete z. B. ein Bureauraum von noch nicht zwei Metern Länge und Breite 400 Mark monatliche Miete.

Die höchsten Mieten wurden für Spieltische bezahlt. In einem Zelte, dem sogenannten „Eldorado", das in mehrere Räume geteilt war, brachte jeder derselben, der zu Spielzwecken vermietet wurde, 180 Dollars täglich, und selbst in den Hotels brachten Spieltische 30 Dollars täglich als Miete ein.

Ganz ähnlich war es mit den Nahrungsmitteln bestellt. Es klingt unglaublich, welche fürstlichen Preise selbst für die einfachsten Lebensmittel bezahlt wurden. Ein Dutzend Eier kostete 12 Dollars, jedes Ei also 4 Mark! War gerade ein Schiff mit Nahrungsmitteln angekommen, so sanken die Preise wohl einen Augenblick – wenige Tage danach aber schnellten sie wieder in die Höhe. Man bezahlte im Herbst 1849 für alle Lebensmittel im Durchschnitt zehnmal so viel wie im Frühjahr.

Digitized by Google

Ein einfaches Mittagessen (bestehend aus Rinderbraten, Brot und schlechtem Kaffee) kostete in den chinesischen und anderen einfachen Speisehäusern 1 Dollar – in den feineren mindestens 5 Dollars (20 Mark). Eine Wachtel oder eine Ente kostete 8 bis 20 Mark, Salat 6 bis 8 Mark. Für eine einzige Kartoffel mußte man in dem nicht gerade erstklassigen City-Hotel nicht weniger als 1 Mark bezahlen. Ein Pie oder Pudding kostete 3 Mark, ein Eierkuchen 8 Mark. Im Verhältnis dazu war Wein, Whiskey und Champagner nicht teuer, weil sie in großen Mengen importiert wurden. Die Flasche Wein kostete gewöhnlich 8 Mark – also ebenso viel wie ein einigermaßen gutes Einzelgericht. Als die Goldwäscher im Winter in Massen in die Stadt zurückkehrten, ging der Preis für volle wöchentliche Pension von 80 Mark auf 140 Mark herauf. 600 Mark monatlich galt als ein mäßiger Preis.

Dabei war in der Umgegend so viel gute und billige Nahrung zu haben, daß diese maßlosen Preise sich nur durch den völligen Mangel an Arbeits- und Transportkräften erklären. Die Umgegend bot die schönsten Fische, das feinste Wild: Antilopen, Elche, Bären und alles mögliche andere Wildbret. Die großen Ranchos konnten unbegrenzte Mengen Rindfleisch liefern, und nur Gemüse und Früchte waren nicht so reichlich vorhanden, sondern mußten aus

Digitized by Google

größerer Entfernung herbeigeschafft werden. Aber die zurückgekehrten Goldgräber, die die Taschen voller Goldkörner und Goldstaub hatten, dachten nicht daran, für einen Tagelohn von sei es auch 10 Dollars für andere etwa als Kutscher zu arbeiten, wenn sie im Sommer wieder täglich für 50 bis 100 Dollars Gold erbeuten konnten.

Eine Stadt, die mit solcher Geschwindigkeit entstanden war, mußte natürlich zahlreiche Mängel aufweisen, die sich störend bemerkbar machen konnten.

Gleich im ersten Winter nach der Entdeckung des Goldes sollte sich das zeigen. Vom 13. November 1849 an fiel so reichlicher Regen, wie er in Kalifornien zu den größten Seltenheiten gehört. Das Klima des mittleren Teiles des Landes ist von wunderbarer Regelmäßigkeit: vom Mai bis zum Oktober gibt es nicht einen Tropfen Regen, im Winter gehen dagegen Regenschauer nieder, die aber fast nie zu Dauerregen werden. In diesem Winter aber regnete es bis zum März fast unaufhörlich, die Flüsse traten aus ihren Betten, das Sacramento-Tal wurde weithin überschwemmt, und die Stadt San Francisco ertrank fast im Schmutz. Einige besonders niedrig gelegene Häuser wurden fortgespült, und die Straßen, die der Pflasterung noch durchaus entbehrten, wurden so völlig in einen Sumpf verwandelt, daß Menschen und Tiere bis über die

Digitized by Google

Kniee darin versanken. Ja, es kam in der Hauptstraße der Stadt, in der Montgomery Street, mehr als einmal vor, daß Menschen in dem Morast versanken und erst später tot wieder herausgezogen wurden; es waren Betrunkene, die ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren. An einigen Straßenecken waren Warnungstafeln befestigt, die vor dem Betreten der Straße warnten. Hier und da suchte man eine Art Bürgersteig durch Schiffsplanken, Bretter usw. zu schaffen. Begegneten sich zwei auf diesem engen Pfade, so kam es wohl vor, daß der eine aus Bosheit oder Übermut in den Sumpf hinuntergestoßen wurde. Ehe er sich wieder herausgekrabbelt hatte, war der andere längst verschwunden, und der über und über mit Schmutz Bedeckte war nun seinerseits bereit, dem nächsten menschlichen Wesen, das er traf, dasselbe Schicksal zu bereiten. Ohne Wasserstiefel und wasserdichte Mäntel konnte man überhaupt nicht ausgehen.

Es klingt wie eine Lüge, daß man damals zur Auffüllung der Straßen alles mögliche wertvolle Material verwendete, das eine ganz andere Bestimmung hatte. Bei dem Mangel an Arbeitskräften war es den Kapitänen der mit Nahrungsmitteln und Handelsgütern anlangenden Schiffe zuweilen nicht möglich, die Güter ordnungsmäßig in die Kaufläden bringen und dort aufstapeln zu

Digitized by Google

lassen; oder es war kurz zuvor ein anderes Schiff mit gleicher Ladung angekommen, so daß die Ware im Augenblick unverkäuflich war. Aber etwas liegen lassen oder geduldig warten — das kann der amerikanische Geschäftsmann nicht. Und so nahm man denn Zement-Tonnen, Fässer mit Rindfleisch, Eisenwaren, Tabakkisten usw., um die grundlosen Straßen damit aufzufüllen. Alle Waren hatten eben einen launenhaft auf- und abschwankenden Wert; was Reparaturen erforderte, war der hohen Arbeitslöhne wegen einfach wertlos, so daß Stiefel, Wäsche, ganze Anzüge einfach auf die Straße geworfen wurden, wenn ihre Reparatur einer kundigen Hand auch nur eine halbe Stunde Arbeit gekostet hätte. Lieber kaufte man alles neu.

Von der Montgomery Street bis zum Hauptdampferbureau legte man einen Bürgersteig, der vollständig aus Kisten des erstklassigen Virginiatabaks bestand; jede Kiste enthielt hundert Pfund Tabak, das Pfund zu drei Mark! An einer Straßenkreuzung des damaligen Broadway senkte man Fässer mit chilenischen Bohnen ein, die dem Besitzer ein paar Wochen später ein Vermögen eingebracht haben würden.

Schon im nächsten Winter aber waren diese Übelstände zum größten Teile beseitigt, denn die Stadtverwaltung hatte im Sommer 1850 große An-

Digitized by Google

strengungen gemacht, Bürgersteige herstellen zu lassen und die Straßen, von denen vorher nicht selten eine Seite bedeutend höher war als die andere, zu planieren. Der regenarme Winter 1850/51 trug das Seinige dazu bei, die Verhältnisse in der Stadt etwas behaglicher zu gestalten.

Allerdings blieb Unbehagliches genug zurück. Schon die Anwesenheit einer außerordentlich großen Zahl notorischer Verbrecher mochte manchem den Aufenthalt nicht gerade anheimelnd machen. Wer den Strafgesetzen anderer Länder, z. B. den englischen, entkommen war, begab sich in jenen Jahren nach Kalifornien, und namentlich was in der Zwischenzeit – freiwillig oder unfreiwillig – Australien zum Schauplatz seiner Tätigkeit erkoren hatte, fand sich jetzt in San Francisco ein. Derjenige Teil der Stadt, in welchem dieses lichtscheue und gewalttätige Gesindel sich ansiedelte, war bald unter dem Namen „Sidney-Town" bekannt und gefürchtet.

Aber die Ausländer stellten zu der Verbrecherschar San Franciscos nicht das einzige Kontingent. Auch geborene Amerikaner waren reichlich daran beteiligt, und namentlich eine Anzahl von Angehörigen des aufgelösten New-Yorker Volunteer-Regimentes, das im Kriege mit Mexiko mitgefochten hatte, machten sich in der Stadt den übelsten Namen.

Digitized by Google

Unter dem Spitznamen der „Hounds" (Jagdhunde), den sie bereitwilligst annahmen, waren sie bald allgemein bekannt. Wo sich Gelegenheit zu groben Ausschreitungen fand, waren sie zur Stelle. Insbesondere hatten sie es auf die Ausländer abgesehen. Als sie eines schönen Tages über das Stadtviertel der Chilenen hergefallen waren, die sie als spanische Amerikaner mit besonderem Hasse verfolgten, glaubte niemand seines Lebens und Eigentums mehr sicher zu sein. Man hielt daher ihr Maß für voll, und im Handumdrehen bildete sich ein sogenannter „Sicherheits-Ausschuß" (Vigilance-Committee), an dem sich die angesehensten Bürger beteiligten und der dem Treiben der Hounds am 15. Juli 1849 ein schnelles und gründliches Ziel setzte.

Indessen war mit der Unterdrückung der Hounds oder „Regulators", wie sie sich (ganz im Gegensatz zu der sonstigen Bedeutung dieses Namens und wohl aus Hohn gegen die anständige Menschheit) auch nannten, die Verbrecherwelt von San Francisco noch nicht zur Ruhe verwiesen. Denn die schlimmsten Übelstände und die ärgsten Unglücksfälle, unter denen die Stadt in den nächsten Jahren zu leiden hatte, waren mehr oder weniger dem lichtscheuen Gesindel von Sidney-Town, den professionellen Spielern oder den politischen Dieben, die sich ihre Gaunerfertigkeit in Tammany-Hall in New-York errungen hatten, zuzuschreiben.

Digitized by Google

Zunächst waren es gewaltige Brände, die die Stadt sechsmal hintereinander in Asche legten; sie waren größtenteils von diesem Verbrechergesindel verursacht worden. Schon im Januar 1849 war ein Hotel abgebrannt, im Juni sogar das Schiff „Philadelphia", als es gerade unter Segel gehen wollte. Wußte man hier noch nicht recht, ob Brandstiftung vorlag, so war dieser Verdacht bei dem Großfeuer, das am Weihnachtsabend 1849 in der Mitte des Spielerdistrikts ausbrach, sehr wahrscheinlich. Etwa 50 Häuser fielen dem Feuer zur Beute. Indessen war es noch nicht völlig ausgebrannt, als man die davon Betroffenen schon in voller Tätigkeit über den Plänen für den Wiederaufbau sehen konnte. Schon gegen Ende Januar 1850 erinnerte keine Spur mehr an das Feuer — mit solcher Schnelligkeit hatte man die Häuser wieder aufgerichtet. Ein Bauunternehmer hatte z. B. den Wiederaufbau der Börse innerhalb einer Zeit von 15 Tagen übernommen und sich zu einer Konventionalstrafe von 500 Dollars für jeden Tag Überschreitung dieser Frist verpflichtet.

Das zweite Großfeuer kam schon wenige Monate später, am 4. Mai 1850, aus. Es legte 300 Häuser in Asche und vernichtete Werte von über 16 Millionen Mark. Dieses Mal war man ganz sicher, daß Brandstiftung vorlag. Aber trotz einer Be-

Digitized by Google

lohnung von 20 000 Mark für Angabe des Täters konnte man nicht sicher beweisen, wer das Feuer angelegt hatte. Man weiß nur, daß es gegen 4 Uhr morgens, und zwar wieder in einer Spielhölle begann. Als das Feuer wütete, sammelten sich Tausende von Neugierigen, um es zu begaffen, leisteten aber nur Hilfe, wenn man ihnen hohen Lohn dafür versprach. Unter 12 Mark die Stunde übernahm niemand die Hilfeleistung — außer der Mannschaft der Feuerwehr, die man kurz zuvor geschaffen hatte. Aber diese konnte auch nicht viel ausrichten, weil man nicht für genügende Wasserquellen gesorgt hatte. Für eine Fuhre Wasser bezahlte man 240 Mark.

Auch dieses Mal wurde der Wiederaufbau in größter Schnelligkeit vorgenommen. Es wird behauptet, daß in 10 Tagen mehr als die Hälfte der abgebrannten Häuser wieder gestanden hätte. Aber während man noch mit dem Wiederaufbau der übrigen beschäftigt war, ertönte die Feuerglocke abermals: am 14. Juni 1850 brannten wieder einmal 300 Häuser im Werte von 16 bis 20 Millionen Mark nieder.

Am 3. Mai 1851 endlich entstand das fünfte und größte Feuer — diesmal ganz zweifellos durch Brandstiftung. Elf Uhr nachts ertönte die Alarmglocke. Es war unmöglich, das Feuer zu

Digitized by Google

zähmen; vielmehr brannte es den ganzen nächsten Tag weiter und verursachte Verluste an Häusern, Mobiliar, Waren und auch Menschenleben, die weit alles überstiegen, was die ersten vier Feuer zusammen verzehrt hatten. Ein scharfer Nordwestwind jagte die Flamme von einem Straßenblock zum anderen. Dann sprang der Wind noch dazu um und wandte sich nach Norden und Osten. Die Bürgersteige, die größtenteils hohl waren (es wurde schon erwähnt, daß sie zum Teil mit Zigarrenkisten ausgefüllt waren), sogen die Hitze ein und standen plötzlich in einer ganzen Straße gleichzeitig in Flammen, so daß man zunächst gezwungen war, sie zu löschen, um überhaupt an die Häuser herankommen zu können. Ein Haus nach dem anderen stürzte zusammen. Viele Menschen kamen dabei zu Tode. Wasser allein konnte nicht helfen, man sprengte daher — ganz wie im Jahre 1906 nach dem Erdbeben — Häuser und Straßenzüge in die Luft. Eine wolkenlose kalifornische Sommernacht ohne Mondschein machte das Feuer auf außerordentliche Entfernung sichtbar: bis nach Monterey, etwa 100 englische Meilen entfernt, konnte man den Himmel gerötet sehen. Aus weiter Umgebung wurden Tiere durch die Flammen angelockt, und namentlich Schwärme von wilden Gänsen flatterten um die brennenden Häuser; ihre Flügel glänzten im Flammenschein wie Gold.

Digitized by Google

Nach 10 Stunden rasenden Brandes war von der ganzen Stadt nichts mehr übrig, als ein paar weit abseits stehende Häuser: fast 2000 Gebäude lagen in Asche, 48 Millionen Mark Wert waren zerstört. Versichert waren nur zwei Häuser gewesen, da es damals Versicherungs-Gesellschaften in San Francisco noch nicht gab. Auch alle Gebäude, die als feuersicher gegolten hatten, waren mit zugrunde gegangen. Nur ganz wenige Häuser der eigentlichen Stadt waren gerettet — z. B. das einer Essigfabrik, in der man 83 000 Gallonen Essig hatte ausfließen lassen, die es wohl für Jahre hinaus mit unerträglichem Geruch erfüllt haben müssen.

Ganz ähnliche Erscheinungen wie nach dem Erdbeben des Jahres 1906 zeigten sich auch damals. Die Bevölkerung, die ihre Wohnstätten verloren hatte, suchte in Zelten Unterkommen zu finden. Die Miete für ein Zelt pflegte für zehn Tage 600 Mark und mehr zu betragen. Spitzbuben und Räuberbanden bemächtigten sich fremden Eigentums und schleppten es fort.

Aber in der Reihe der großen Feuersbrünste sollte noch eine folgen. Schon einen Monat später, nachdem man eben wieder einige Häuser aufgerichtet hatte, kam von neuem ein großer Brand aus, der 450 Häuser — darunter das Rathaus — zerstörte und 10 Millionen Mark Schaden brachte.

Digitized by Google

Da endlich nahm man sich zusammen und ergriff energische Maßregeln, um die beständige Wiederholung solcher Brände zu verhüten. Die Stadt San Francisco aber bewahrt eine dauernde Erinnerung an diese Feuersbrünste in ihrem Siegel: es stellt einen Phönix dar, wie er aus Flammen emporsteigt, während man im Hintergrunde das Goldene Tor mit einer Reihe von Segelschiffen und einen Raddampfer sieht.

Wie die Stadt diese Brände den verdächtigen Elementen zu verdanken hatte, die sie in ihren Mauern beherbergte, so hatte sie recht schlimm auch durch die Korruption zu leiden, welche durch frühere Angehörige der New-Yorker Tammany-Hall in die Stadtverwaltung getragen wurde. Mit richtigem Blick hatte diese politische Diebesbande erkannt, daß in dem neuen, sich mit explosionsartiger Kraft entwickelnden Gemeinwesen, in welchem das Geld scheinbar gar keinen Wert besaß, Tausende und Hunderttausende mit geringerer Mühe als in den östlichen Staaten unterschlagen werden konnten. So brachten sie es denn auch wirklich zustande, daß die Ausgaben der Stadt in unerhörter Weise wuchsen. Schon im Verwaltungsjahr 1850/51 gab die Stadtverwaltung von San Francisco, die nun ganz in den Händen dieser korrupten Gesellschaft war, 6 800 000 Mark aus — bei einer Bevölkerung von etwa 50 000 Köpfen!

Digitized by Google

Aber im Jahre 1851 erfolgte der erste Gegenschlag. Zunächst wurde am 15. April dieses Jahres die Verfassung der Stadt gesetzlich festgelegt; sie enthielt sechs Artikel mit zusammen 66 Paragraphen. Auf Grund dieser Verfassung wurde das Stadtverwaltungspersonal völlig erneuert, und der neue Mayor Charles J. Brenham, ein anständiger Mann (früher Schiffskapitän), setzte es durch, daß die Ausgaben der Stadt auf den fünften Teil, nämlich auf 1 360 000 Mark, herabgesetzt wurden.

Indessen blieb diese anständige Verwaltung nicht lange am Ruder – schon 1854 sind die Räuber wieder oben auf, die Jahresausgaben der Stadt betragen schon wieder 6 560 000 Mark, im nächsten Jahre sogar die unverschämte Summe von 8 668 000 Mark. Doch siegten zwei Jahre darauf wieder die anständigen Elemente. Den Anstoß gab die Ermordung J. Kings am 14. Mai 1856; man hatte ihn beseitigt, weil er in der Zeitung „Bulletin" gewagt hatte, die Maßnahmen der korrupten Stadtverwaltung an den Pranger zu stellen. Diese Mordtat schlug dem Fasse den Boden aus, die schmutzigen Elemente wurden wieder aus der Stadtverwaltung entfernt, und San Francisco genoß für einige Zeit den nicht übermäßig schwer zu erlangenden Ruhm, eine der am reinlichsten verwalteten Gemeinden der Vereinigten Staaten zu sein. Dieses Auf- und Ab-

Digitized by Google

schaukeln zwischen korrupter und anständiger Verwaltung ist auch in den Jahrzehnten seither in San Francisco an der Tagesordnung geblieben; aber es wäre ermüdend, das im einzelnen zu erzählen. Der Korruptionsprozeß des Bürgermeisters Schmitz – leider eines geborenen Deutschen – und seines Gaunerbruders Ruef (aus französischem Blute) hat ja im Jahre 1907 wieder einmal genug Aufsehen erregt.

Wo so viel Gold, so viel schnell erworbener Reichtum, so viele Abenteurer, so viel wildes Blut beisammen sind, müssen auch die Vergnügungen ein ganz eigenes Gepräge erhalten. In der ersten Zeit waren es die öffentlichen Spielhöllen, die das einzige Vergnügen der Bewohner bildeten. Monte, Faro und Roulette waren die beliebtesten der Glücksspiele, die hier um hohe Einsätze gespielt wurden. Dann wurde das Jenny Lind-Theater eröffnet – und allmählich bürgerte sich auch die Weiblichkeit in San Francisco ein. Ihre Zahl betrug nur einen Bruchteil der männlichen Bevölkerung – in San Francisco etwa den 6. Teil. In den meisten kalifornischen Goldgräberlagern war das Erscheinen eines weiblichen Wesens damals eine so große Seltenheit, daß alle Hälse sich danach reckten, auch wenn es weder Fräulein, weder schön war noch auch durch glänzende Toiletten in die Augen stach.

Digitized by Google

In San Francisco strömten die weiblichen Zuwanderer ganz besonders zusammen. Was sich dem Vergnügen widmen wollte oder ihm diente, schlug hier mit Vorliebe seinen Wohnsitz auf, und Frauen und Mädchen der mannigfachsten Lebenslagen und des verschiedensten Rufes siedelten sich hier an. Viel schadete den Spielhöllen dieser Zufluß des weiblichen Elementes indessen nicht. Denn wenn auch die Ballsäle, die wie Pilze aus der Erde schossen, stark besucht wurden, so lag doch andererseits die Versuchung zu großen Geldausgaben um so stärker vor, so daß man eifrig bestrebt war, sie am Spieltische wieder einzubringen.

In den Ballsälen, die ihre Tore gewöhnlich um 9 Uhr abends öffneten, waren die Maskenbälle an der Tagesordnung. Aber sie waren nicht der einzige Ort, an dem die männliche Bevölkerung mit der weiblichen vergnügenshalber zusammentraf. Es gab auch andere Häuser, in denen dies geschah. Hier wurden häufig — wie namentlich in dem berühmten „Babylon" — sogenannte „Soireen" veranstaltet. Die „Lady" des Hauses sandte sehr höfliche Einladungen auf dem feinsten und schönsten Papier an alle hervorragenden Herren der Stadt — vor allem an den Hafenmeister, die Richter, den Herrn Bürgermeister, die Stadtverordneten, die Parlamentarier. Ein rauschendes Fest erwartete sie — die Schönen

Digitized by Google

in den prächtigsten Kleidern, das Haus verschwenderisch geschmückt, die Tafel für das dem Tanze folgende Souper unter der Last der erlesensten Gerichte fast zusammenbrechend. Alles war frei – nur der Champagner nicht, und dieser kostete die Flasche 10 Dollars (40 Mark). Die Gesamtkosten eines solchen, häufig wiederkehrenden Festes wurden auf 1000 Dollars geschätzt. Dabei wurden mindestens 150 Flaschen Champagner getrunken, so daß sich schon dadurch ein Überschuß von 2000 Mark für die Inhaberin des Hauses ergab. Die genannten Honoratioren trugen kein Bedenken, an diesen Festen teilzunehmen und heute mit denselben Mädchen zu tanzen, die sie morgen vielleicht wegen eines Vergehens bestrafen mußten.

Dieses Leben und Lebenlassen ist für den Kalifornier charakteristisch gewesen und bis zu einem gewissen Grade bis heute geblieben. In welcher Stadt sonst wäre es wohl möglich gewesen, daß ein Kaufmann, der bei einem der Brände um sein ganzes Vermögen gekommen war und der darüber den Verstand verloren hatte, ein Menschenalter hindurch, ohne einen Pfennig Geld für sich auszugeben, in guten Verhältnissen leben und die Würde eines „Kaisers der Vereinigten Staaten und Protektors von Mexico" in Anspruch nehmen konnte? Joshua A. Norton hieß der Unglückliche, der unter

Digitized by Google

dieser Einbildung litt. Ungestraft durfte er diese Titel beanspruchen und auf freiem Fuße leben, bei Bankiers und Kaufleuten eine Steuer ausschreiben (die er zwischen $2^1/_2$ und 10 Dollars abzustufen pflegte) und in einer Phantasieuniform nebst Regenschirm auf der Straße herumspazieren, um sich grüßen zu lassen und Almosen zu verteilen. Für die Steuern, die er selbst einhob und die gern bezahlt wurden, fertigte er Quittungen aus, die ein großes Siegel mit der Bezeichnung „Norton I., Emperor of the United States" trugen. Während der Handelskrisis von 1870 wünschte er Maßnahmen zu treffen, welche die sichere Anlegung des Geldes seiner Untertanen ermöglichten; er ließ daher Schatzscheine auf 1 Dollar ausstellen — ebenfalls mit seinem Siegel. Diese Schatzscheine waren kurz darauf fast in jedem Bureau San Franciscos eingerahmt an der Wand zu finden. Norton I. verwandte das so erhaltene Geld teils dazu, um seine Miete zu bezahlen, teils um die Wäscherechnungen der Chinesen zu begleichen, von denen keiner seine Würde anerkennen wollte, teils auch um Almosen zu geben, die er gern verteilte.

Für seine Kleidung gab er kaum Geld aus. Denn sobald er in der Zeitung annoncierte, daß er eine neue Uniform brauche, wurde ihm diese (blaugrüner Waffenrock, blaue Hose, schwere Goldepauletten und Generalshut mit Reiherfeder, für feierliche

Digitized by Google

Gelegenheiten auch ein Schleppsäbel) umsonst geliefert; ebenso auch seine Schuhe, die er aber sofort zerschnitt, weil er Hühneraugen hatte und dann bequemer darin gehen konnte. Auch für seine Mahlzeiten brauchte er nichts auszugeben, denn in jedem Restaurant wurde ihm umsonst serviert. Als er eines Tages auf der Eisenbahn zwischen San Francisco und Sacramento im Speisewagen von einem Kellner aufgefordert wurde, zu bezahlen, schnauzte er ihn wütend an: er solle ihn zufrieden lassen, widrigenfalls er der Bahngesellschaft ihren Freibrief innerhalb der Grenzen seines Reiches entziehen werde. Einige Passagiere legten sofort zusammen und ließen dem „Kaiser" ein glänzendes Mahl nebst zwei Flaschen Champagner servieren, worauf er auch ihnen huldvollst einschenkte und zutrank. Ein anderes Mal sollte er auf einem Dampfschiff bezahlen, worauf er am 8. Februar 1866 eine entrüstete Proklamation erließ, die befahl: „Da die Dampfschifffahrts-Gesellschaft uns die freie Fahrt nach Sacramento verweigert hat, soll der Zollkutter ‚Shubrick' den Sacramentofluß so lange blockieren, bis die rebellische Gesellschaft sich gefügt haben wird."

Aber der Kaiser der Vereinigten Staaten griff auch in die Weltpolitik ein. In den Zeitungen von San Francisco erließ er ungezählte Proklamationen und scharfe Kabinettsordres, die von keiner Redaktion

Digitized by Google

je zurückgewiesen wurden. Als General Grant (dem amerikanischen Brauche zuwider) sich zum dritten Male als Kandidat für den Präsidentschaftsposten aufstellen lassen wollte, sandte er ihm ein energisches Telegramm mit dem Befehl, dies nicht zu tun. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erregte sein höchstes Mißfallen. Zu wiederholten Malen erteilte er seinem „Bruder" Wilhelm von Preußen guten Rat, und er erklärte Bismarck kategorisch, daß dieser den Franzosen die geforderten Milliarden zu erlassen habe. Sein letztes Eingreifen in die Weltpolitik fand im russisch-türkischen Kriege statt, in welchem er den Russen befahl, nicht über die Donau zu gehen, was diese unbegreiflicherweise dennoch taten.

Als dieser originelle „Kaiser der Vereinigten Staaten" am 8. Januar 1880 im Alter von 65 Jahren in seiner „Residenzstadt" San Francisco starb, wurde er von seinem Volke aufrichtig betrauert. In seinem Nachlasse fanden sich nur wenige Dollars; man veranstaltete deshalb eine Sammlung, um einen schönen Sarg zu beschaffen. Eine unabsehbare Reihe von Menschen zog an dem offenen Sarge vorbei, bevor man den Deckel schloß — etwa 10 000 Menschen, vom Arbeiter bis zum Millionär, darunter mehr als 2000 Frauen und Kinder, von denen viele Blumen mitbrachten.

Digitized by Google

Dieser schöne, menschlich-warme Zug im Charakter der Bewohner von San Francisco hat sich auch in manchen anderen Dingen offenbart – namentlich in der berühmten kalifornischen Gastfreundschaft, die man fast der arabischen an die Seite stellen möchte.

Aber diese leichte Art, anderen ihre Liebhabereien zu lassen und selbst darauf einzugehen, zeigte sich auch zuweilen in einer Weise, die man nicht anders als mit dem Worte „Leichtfertigkeit" bezeichnen kann. Das schlagendste Beispiel dafür ist die Tatsache, daß zweimal in San Francisco eine Aktiengesellschaft zur Auffindung eines verborgenen Piratenschatzes auf einer Südseeinsel begründet wurde, nachdem schon wiederholt vergebliche Expeditionen nach dieser Insel (der Kokosinsel) stattgefunden hatten, wobei sich die ganze Geschichte als arger Schwindel eines findigen Ehepaares, Thomas und Eliza Welsh, herausgestellt hatte. Aber das Spekulieren steckte dem Einwohner von San Francisco so im Blute, er war das schnelle Erringen von Reichtümern so sehr gewöhnt, daß es keine Schwierigkeiten bot, ihm diese Geschichte immer wieder glaubhaft zu machen – und sollte es durch spiritistische Sitzungen sein, in denen die Geister von Seeräubern erscheinen mußten, die niemals gelebt hatten. Die Aktien dieser Piratenschatz-Gesellschaft

Digitized by Google

wurden an der Börse lebhaft gehandelt und schossen herauf und herunter. Alles, was spekulieren wollte — das heißt in San Francisco: die gesamte Bevölkerung vom Dienstmädchen bis zum Millionär — verfolgte die Kurse mit größtem Eifer, bis sie nach dem unausbleiblichen, gänzlichen Mißerfolg auf der Höhe der Kasseler Trebertrocknungsaktien (nach dem Krach) anlangten.

Als der kalifornische Boden nicht mehr so viel Gold hergeben wollte, wie in den ersten Jahren, traten allmählich auch für San Francisco ruhigere Zeiten ein. Insbesondere seit Landwirtschaft und Fruchtbau dem Lande seinen eigentlichen Beruf gezeigt und ihm Reichtümer erschlossen hatten, die zwar nicht so schnell, aber viel dauernder zu heben waren als Goldkörner und Goldstaub, begann auch für San Francisco eine stetigere Entwickelung. Die Grundstücke sprangen nicht mehr so plötzlich im Werte, daß sie im einen Jahre (1850—51) 68 Millionen Mark, im nächsten nur noch 44 Millionen Mark, nach zwei Jahren wieder 72 Millionen Mark wert waren; die Steigerung war jetzt eine regelmäßigere geworden. Die Stadt entwickelte sich weiter mit großer Schnelligkeit, aber die Rückschläge der ersten Zeit blieben allmählich aus.

Für die dennoch fortgesetzt zutage tretende Schnelligkeit der Entwickelung war es bezeichnend,

Digitized by Google

daß wandernde Häuser in den Straßen von San Francisco keine ungewöhnliche Erscheinung waren. Hatte man an den Grenzen der Stadt ein Holzhaus erbaut, so ereignete es sich leicht, daß der Stadtkörper seine Arme so schnell vorwärts schob, daß es schon nach wenigen Jahren von größeren Gebäuden umgeben war und daß man es als unrentabel ansehen mußte, wenn das Grundstück nicht ebenfalls zu einem größeren Hause benutzt wurde. Dann verkaufte man das Haus – nicht auf Abbruch, sondern auf Abschub. Jemand, der sich an der nunmehrigen Peripherie niederlassen wollte, kaufte es an und gab einem Unternehmer den Auftrag, es durch hydraulische Schrauben von seinen Fundamenten hochzuheben und durch die Straßen der Stadt, ob sie nun eben oder mehr oder weniger schroff geneigt waren – San Francisco ist auf sehr hügeligem Gelände erbaut –, nach seinem Grundstück zu transportieren, um es dort auf neue Fundamente zu stellen. – Manches Haus hat diese Wanderung nicht ein- oder zweimal, sondern mehrere Male durchgemacht.

Die Bewohner der Stadt aber sind durch die gewaltige Entwickelung, die ihre Einwohnerzahl, ihre Ausdehnung, ihr Reichtum, alle ihre Verhältnisse genommen hatten, immer mehr in solchen Optimismus und solche Siegeszuversicht gewiegt worden,

Digitized by Google

daß sie sich überhaupt nicht mehr vorstellen konnten, daß über sie in dem prächtigen Kalifornien, einem der schönsten Länder (für sie überhaupt dem schönsten Lande) der Welt, ein wirkliches Unheil hereinbrechen könnte. Das Erdbeben des Jahres 1906 hat sie daher mit unerhörter Wucht getroffen und ihnen gezeigt, daß Mutter Natur uns Menschenkindern zwei völlig verschiedene Gesichter zeigen kann: das liebliche und gütige einer segenspendenden Ernährerin — und unvermittelt, plötzlich, ohne vorhergegangene Warnung das grausame einer unerbittlichen, sinnlosen Zerstörerin, vor dem die Menschen aller Weltteile zittern.

Aber diese Lehre ist jetzt von dem leichtlebigen Kalifornien schon längst wieder vergessen: sind doch schon mehr als zwölf Monate seit dem Erdbeben vom 18. April 1906 verflossen — eine lange Spanne Zeit im Leben der Eintagsfliege „Mensch" . .

Digitized by Google

3.

Espinosa.

Ein Leben der Rache.

Das ganze erste Jahrhundert der Geschichte der Vereinigten Staaten ist ausgefüllt von blutigen und grausamen Indianerkriegen. 500 Millionen Dollars (2 Milliarden Mark) hat die Union innerhalb dieser Zeit für die Bekämpfung der Ureinwohner des Landes ausgegeben. Zwischen den Küsten des Atlantischen Ozeans und des Stillen Meeres gibt es in ihrem Gebiete nicht einen einzigen Flecken von hundert englischen Geviertmeilen, auf dem nicht der weiße Mann mit der Rothaut gefochten hätte, und in jedem Zeitraum von 20 Jahren hat mindestens eine große Indianerschlacht stattgefunden, vielfach sogar drei oder fünf. Dabei ist es keineswegs immer oder auch nur in der Mehrzahl der Fälle die Tücke der Indianer gewesen, die diese Kriege oder die wechselseitigen Überfälle und Grausamkeiten hervorrief — sondern in viel größerem Umfange Verrat, Treulosigkeit und maßlose Gewinnsucht der Weißen.

Digitized by Google

Oft genug sind die Offiziere der Vereinigten Staaten mit schwerem Herzen und widerwillig an ihre Kriegsarbeit gegangen, weil sie wußten, daß sie einer ungerechten Sache dienten. Aber vielfach sind natürlich auch die Indianer die Schuldigen gewesen, und was den blutigen Haß der Weißen vor allen Dingen gegen sie wachgerufen hat, das war die häufig von ihnen bewiesene Grausamkeit.

Die Kriegsereignisse zwischen der weißen und der roten Rasse sind voll von romantischen und abenteuerlichen Zwischenfällen. Denn die Weißen hatten es mit Feinden zu tun, deren Verschlagenheit und Klugheit sprichwörtlich geworden ist. In allen Kriegslisten sind ihnen die Indianer von jeher überlegen gewesen. Schneller Überfall, Erschreckung des Feindes, namentlich aber Ablenkung der Verfolger durch Verwischung aller Spuren sind als Kriegskünste bekannt, die von ihnen unübertrefflich beherrscht wurden. Die kriegerische Erziehung der indianischen Knaben sorgte dafür, daß sie schon im frühen Alter alle diese Dinge kennen lernten und ihre Beobachtungsgabe in einer Weise schärften, wie das selbst von den verschlagensten weißen Prärie-bewohnern nie erreicht worden ist; man spricht nicht umsonst von indianischer Sinnesschärfe. Mit den Augen eines Falken erkennt der rote Krieger aus den unbedeutendsten Anzeichen, daß sich vor so oder

Digitized by Google

so viel Minuten oder Stunden ein lebendiges Wesen an einem bestimmten Platze befunden haben muß, und er weiß die Richtung seiner Bewegung aus scheinbar völlig nebensächlichen Dingen mit Sicherheit zu bestimmen.

Nur einen weißen Mann hat es gegeben, der den Indianern in dieser Beziehung gleich kam: einen geborenen Mexikaner, Pedro Espinosa. Als die Vereinigten Staaten Texas, das sich 1835 von Mexiko losgesagt und zuerst einen selbständigen Freistaat gebildet hatte, durch den Krieg von 1846 endgültig annektiert hatten, waren sie gezwungen, das Land gegen die räuberischen Überfälle der Comantschen zu sichern. Es wurden deshalb eine Reihe von Forts angelegt, die eine militärische Linie zur Abwehr von Indianerangriffen und zur Verfolgung räuberischer Indianerhorden bilden sollten. Indessen ist eine Schwadron weißer Kavallerie selbst auf den schnellfüßigsten Pferden den Indianern gegenüber machtlos, wenn nicht ein mit allen Indianerlisten vertrauter Mann sie zu beraten weiß. Die Offiziere der Unions-Armee, die in den texanischen Forts kommandierten, suchten sich daher Fährtensucher zu verschaffen. Sie entnahmen sie meistens den wenigen weißen Bewohnern der Prärie, die sich damals noch meilenweit erstreckte; denn das Land war damals noch weit schwächer besiedelt als heute, wo es gegen

Digitized by Google

drei Millionen Einwohner zählt, während es an Flächeninhalt das ganze Deutsche Reich übertrifft. Damals lebten nur etwa 70 000 Einwohner in Texas, das Leben auf den Prärien war daher noch mit großen Gefahren verbunden, und man wußte, daß man besondere Hilfe von Männern haben würde, die ihren Mut durch das freie Leben in der gefahrvollen Wildnis gestärkt und ihre Beobachtungsgabe zu besonderer Schärfe entwickelt hatten.

Alle diese Fährtensucher aber wurden von Pedro Espinosa bei weitem übertroffen. Er war etwa um das Jahr 1810 in einem Rancho am Ufer des Rio Grande del Norte geboren worden. Im Jahre 1819 wurde der Hof seiner Eltern von Comantschen überfallen. Sämtliche erwachsene Einwohner wurden unter den üblichen Grausamkeiten niedergemacht. Der neunjährige Knabe mußte es mit ansehen, wie seine Mutter zuerst geschändet, dann erschlagen wurde, und er hat diesen grauenvollen Anblick niemals in seinem ganzen Leben vergessen. Ein unauslöschlicher Haß gegen die Comantschen wurzelte sich in seiner Seele fest und wurde auch dadurch nicht gemildert, daß die Indianer den Knaben zusammen mit anderen weißen Kindern beiderlei Geschlechts am Leben ließen und mit sich in das Lager des Stammes führten, um sie dort aufzuziehen. Denn wie die menschliche Natur selbst bei den sogenannten Kultur-

Digitized by Google

völkern noch aus Bosheit und Güte rätselvoll gemischt ist, so zeigen auch die Indianer neben der teuflischen Grausamkeit, die sie auf dem Kriegspfade entwickeln können, bei anderen Gelegenheiten zuweilen eine merkwürdige Harmlosigkeit und Zutraulichkeit, die sich namentlich in ihrer großen Kinderliebe äußert. Fälle wie der des Knaben Espinosa, daß sie bei einem Überfall nach Abschlachtung der Erwachsenen die Kinder am Leben ließen und mit sich nahmen, um sie nicht etwa als Sklaven, sondern als gleichberechtigte Mitglieder des Stammes aufzuziehen, haben sich überaus häufig zugetragen.

Die Comantschen waren damals der mächtigste Indianerstamm der südlichen Prärien von Texas. Sie lagen mit der ganzen Welt im Streit. Nicht nur von den Weißen, sondern auch von den benachbarten Indianerstämmen wurden sie auf das bitterste gefürchtet. Besonders gefährlich waren sie durch ihre wundervolle Reitergeschicklichkeit, die der bekannte Indianerforscher Catlin kurz nach jener Zeit in den Worten schilderte: „In ihren Bewegungen sind sie plump, schwerfällig und ungraziös, und zu Fuße eine der unscheinbarsten, unanziehendsten und schmutzig aussehenden Indianerrassen, die ich je gesehen habe. Allein in dem Augenblick, wo sie zu Pferde steigen, erscheinen sie mit einem Schlage verwandelt und überraschen den Zuschauer durch die Leichtigkeit und

Digitized by Google

Anmut ihrer Bewegungen. Ein Comantsche zu Fuß ist außer seinem Element und vergleichsweise so linkisch wie ein Affe am Boden, wenn er keinen Ast oder Zweig hat, woran er sich halten kann; aber in dem Augenblick, wo er auch nur die Hand an sein Pferd legt, wird sogar sein Gesicht hübsch, und er fliegt anmutig dahin, wie ein ganz anderes Wesen."

Pedro Espinosa wurde von den Comantschen, wie die indianischen Knaben des Stammes, zum Kriegshandwerk erzogen. Schon im Alter von 13 Jahren durfte er eine ihrer Banden auf dem Kriegspfade gegen den feindlichen Stamm der Tonkaways begleiten. Er zeichnete sich dabei so aus, daß er schon im Jahre darauf die Würde eines Kriegers erhielt und daß sein Ansehen schnell weiter stieg.

Aber wie sehr er auch scheinbar in den Interessen des Stammes aufgehen, wie tapfer er den Kriegspfad beschreiten, wie schlau er Pferde stehlen mochte — eine der größten Ruhmestaten in den Augen der Comantschen —, man schien ihm doch nicht so ganz zu trauen, wenn auch kein Wort des Mißtrauens über die Lippen auch nur eines der Indianer kam. Denn Espinosa wurde niemals einer der Horden zugeteilt, deren Aufgabe es war, Raubzüge nach Mexiko zu unternehmen, obwohl sie jährlich etwa ein Dutzend Mal ausgeschickt wurden.

Trotz aller Vorsicht aber gelang es ihm eines

Digitized by Google

schönen Tages dennoch, zu entkommen — nachdem er 18 Jahre lang unter den Comantschen als einer der Ihren gelebt hatte. Er war einer Abteilung zugeordnet worden, die in dem Guadaloupe-Gebirge den schwarzen Bären jagen sollte. Nachts, als die anderen in tiefem Schlafe lagen, schlich er sich unter die weidenden Pferde, von denen er die beiden besten auswählte, und ritt nun auf Tod und Leben nach Südwesten, so daß er schon gegen Morgen 30 englische Meilen vom Lagerplatz entfernt war. Nach langer Fahrt erreichte er dann die Stadt Laredo, wo Verwandte von ihm lebten, die er als Kind oft besucht hatte. Alle seine Erinnerungen an die Jugendzeit waren noch so mächtig in ihm, daß er sich gut zurecht fand und sich seinen Verwandten zu erkennen geben konnte. Er ließ sich in Laredo nieder, heiratete eine Weiße — obwohl er schon unter den Comantschen eine Frau und Kinder besessen hatte — und lebte als allgemein geachteter Bürger, bis er elf Jahre später (1849) als Fährtensucher vom Fort Lincoln in Texas angestellt wurde.

Als solcher hat er in der Verfolgung von Indianerbanden die unschätzbarsten Dienste geleistet. Wenn die Offiziere und Soldaten der Unions-Armee nicht aus noch ein wußten, wohin die Verfolgung gehen sollte, dann trat er ein und untersuchte ruhig und kaltblütig, ohne sich aufzuhalten, aber auch ohne

Digitized by Google

Überstürzung alles, was zur Auffindung der Fährte dienen konnte. Wenn die Offiziere ihn drängten, wehrte er ab: „Poco tiempo!“ („Noch ein wenig Zeit!“) — und bald konnte er mit Bestimmtheit die Richtung angeben, in der die Indianer geflüchtet waren.

Eines Tages sollte z. B. eine große Abteilung Comantschen verfolgt werden, deren letzten Lagerplatz man leicht entdeckte. Sie hatten sich hier noch vor Verfolgung sicher geglaubt, so daß die ganze Umgebung von Hufspuren wimmelte. Beim Aufbruch aber hatten sie, um ihre Fährte zu verwischen, die Prärie niedergebrannt und noch eine weitere Kriegslist angewandt, von der man allerdings im Augenblick noch nichts bemerkte, weil eben überhaupt jede Spur fehlte. Die Schwadron war ratlos, und Espinosa wurde beauftragt, die Fährte wieder ausfindig zu machen. Nach Verlauf von sechs bis sieben Stunden, als schon die Dunkelheit einbrach, kehrte er zurück, — noch ohne etwas Bestimmtes sagen zu können, aber doch in der Zuversicht, am nächsten Morgen endgültig die Fährte zu finden. Sobald der Tag anbrach, war er wieder bei der Arbeit. Wenige Stunden später befand sich die ganze Schwadron auf dem Marsche, da er seiner Sache sicher zu sein behauptete. Zuerst waren die Soldaten mißtrauisch, da sie nichts von irgend welchen Spuren

Digitized by Google

wahrnehmen konnten, und als der Ritt acht oder neun englische Meilen gedauert hatte, begann man daran zu zweifeln, daß Espinosa überhaupt wüßte, welche Richtung die Comantschen eingeschlagen hatten. Einige Meilen darauf aber erreichte man die unverkennbare Fährte der Indianer, denen man nun mit Erfolg nachsetzen konnte.

Wie Espinosa die Fährte entdeckt hatte? Er war von der Lagerstätte aus in einer geraden Linie so weit gegangen, bis er glaubte, den Bereich der weidenden Pferde, von denen die zahlreichen Hufspuren herrührten, hinter sich gelassen zu haben. Als er sich dann auf Prärieboden befand, der keine Hufspuren mehr zeigte, ritt er in einem weiten Kreise, dessen Mittelpunkt eben die Lagerstätte war, umher und untersuchte den Boden auf das sorgfältigste. Er stieg vom Pferde, kroch auf Händen und Füßen vorwärts und blies mit seinem Atem die leichte Asche hinweg, die der Präriebrand hinterlassen hatte. Nach einiger Zeit entdeckte er bei diesem mühsamen Verfahren Hufspuren, die ihm deutlich die Richtung einer Fährte angaben. Jeder andere weiße Fährtensucher hätte sich damit zufrieden gegeben und hätte sie weiter verfolgt. Espinosa erkannte aber, daß die Hufspuren dieser Fährte zu wenig zahlreich waren, als daß sie von der ganzen Horde herrühren konnten, und zog daraus den Schluß, daß diese sich ge-

Digitized by Google

teilt haben müßte, um die Verfolger in falsche Richtungen zu locken. Es handelte sich daher nun darum, festzustellen, ob die einzelnen Indianer-Abteilungen sich später wieder vereinigt hatten. Deshalb ritt Espinosa nicht sogleich nach dem Lager zurück, sondern beschrieb seinen Umkreis weiter und fand wirklich nach einiger Zeit eine weitere Fährte – ja bei fortgesetztem Suchen noch deren mehrere. Sie liefen alle weit auseinander, wie die von dem Mittelpunkte eines Kreises ausgehenden Linien. Nachdem er aber zwei Fährten bis auf eine Entfernung von etwa sechs englischen Meilen verfolgt hatte, konnte er zu seiner Befriedigung feststellen, daß sie nach manchem Umweg nun die abweichende Richtung aufgaben und auf einen Punkt (eine sogenannte „Landmarke") in der Ferne zuliefen, den er sorgfältig im Gedächtnis behielt – um nun die Schwadron direkt auf diesen Punkt zuzuführen, ohne den zum Teil beträchtlichen Ausweichungen nachzugehen, auf welche die falschen Fährten der Indianer ihre Feinde locken wollten.

Von den vielen glänzenden Leistungen Espinosas sei noch eine angeführt. Eine Bande mörderischer Comantschen war von einer Kompanie Miliz zersprengt worden. Die Fährte der Verfolgten war verloren gegangen. Die zur weiteren Verfolgung ausgesandte Reiterei vermochte zunächst keine ausreichenden Merkzeichen für die Richtung der Flucht

Digitized by Google

zu entdecken. Acht Tage, nachdem die Indianer vorübergekommen waren, wurde dann Espinosa auf die Fährte geschickt. Er entdeckte die Spuren eines einzelnen Pferdes. Schweigend und geduldig ritt er fort, hinter ihm die kleine von einem Offizier geführte Truppe. Kein noch so unbedeutendes Merkmal am Boden oder im Umkreis entging den scharfen Augen des Suchenden. Oft glaubte der Offizier, daß Espinosa die Fährte verloren hätte. In langen Zwischenräumen aber konnte dieser ihn auf die unverkennbarsten Anzeichen hinweisen, daß tatsächlich ein Pferd vorüber getrabt sein müsse: kleine Häufchen Pferdedung nämlich, Spuren, die selbst der Indianer nicht verwischen kann. Einige Stunden nach Beginn der Verfolgung hatte Espinosa am Fuße eines Baumes vier Pferdehufeisen aufgehoben und dem Offizier mit grimmigem Lächeln überreicht, da daraus hervorginge, daß der Verfolgte nun seine Fährte verbergen wollte. So ging der Ritt sechs Tage lang durch das rauhe Guadaloupe-Gebirge hin. Espinosa aber verfolgte die Fährte unbeirrt, bis man an den Platz kam, an dem sich die Indianer wieder vereinigt hatten.

Besonderen Scharfsinn bewies Espinosa in der Überspringung falscher Fährten. Solche falschen Fährten werden von den Indianern mit Vorliebe hervorgerufen, um dem Verfolger Zeitverlust zu ver-

Digitized by Google

ursachen, der vielfach gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit weiterer Verfolgung überhaupt ist. Wo felsiger Boden vorhanden ist, reitet der Verfolgte auf diesem dahin, so daß Hufspuren nur zu sehen sind, wenn man an eine wieder mit Erdboden bedeckte Stelle kommt. Oder er reitet in einen Fluß hinein, um ihn weilenweit im Wasser zu verfolgen und ihn erst an einer weit entfernten Stelle wieder zu verlassen. Ist der Boden dort nicht felsig, so steigt er nach ein paar Schritten vom Pferde, kriecht vorsichtig bis zum Flusse zurück und richtet nun mit der Hand sorgsam alle von den Pferdehufen niedergetretenen Grashalme wieder auf, sucht auch sonst jedes kleinste Anzeichen seiner Anwesenheit zu verwischen.

Ein geübter Fährtensucher wird diesen Listen mit anderer List begegnen. Er weiß, daß der Verfolgte gern einen weiten Umweg macht, und wenn er eine genaue Kenntnis der indianischen Art, seinen Weg nach sogenannten „Landmarken" zu wählen, besitzt, wird er imstande sein, einen solchen auf Täuschung berechneten Umweg, der vielleicht drei bis vier Stunden erfordert hat, in der Hälfte der Zeit zu überspringen. Die Landmarken bestehen in bestimmten Kennzeichen der Bodengestaltung, die sich den Indianern durch langjährige Gewohnheit als Zielpunkte oder Haltepunkte empfohlen haben; namentlich Wasserläufe, Täler, Hügel und Bergkuppen sind

Digitized by Google

dahin zu rechnen. Espinosa hatte eine wunderbare Kenntnis solcher Landmarken, die es ihm ermöglichte, die List der Verfolgten durch kühne Schlüsse zu durchkreuzen; das oben erzählte Beispiel mag als Beweis dafür dienen.

Der unauslöschliche Haß, den er den Comantschen geschworen hatte, und die Tatsache, daß er ihre Technik in Überfall und Flucht aus eigener Anschauung so genau kannte, haben Espinosa zu ihrem allergefährlichsten Feinde gemacht. Er wußte daher auch, daß er die entsetzlichsten Qualen zu erdulden haben würde, wenn er jemals lebendig in ihre Hände fallen sollte. Für alle Fälle hatte er sich deshalb vorgesehen. Als er eines Tages mit einem Offizier im Guadaloupe-Gebirge auf der Jagd nach schwarzen Bären war, versäumte er einmal, im kritischen Augenblick zu feuern, so daß der Bär fast entkommen wäre. Der Offizier war ärgerlich und stellte Espinosa zur Rede, worauf dieser ihm erwiderte: „Ich hätte allerdings den Bären töten können, aber ich hatte nur einen einzigen Schuß. Sie wissen, daß wir jederzeit von Indianern überfallen werden können. Ich würde mich jedoch auf keinen Fall gefangen nehmen lassen und spare deshalb den letzten Schuß stets für mich selber auf."

Espinosa ist nicht von der Hand von Indianern gefallen. Aber auch ein natürlicher Tod war ihm

Digitized by Google

nicht beschieden. Als im Jahre 1861 der Bürgerkrieg zwischen der Union und den Sezessionsstaaten ausbrach, warf er seine stürmischen Wellen auch nach Texas. Espinosa, der treu zur Union hielt, wurde dazu ausersehen, wichtige Depeschen aus der Stadt San Antonio an den Obersten Reeve zu überbringen, der sich mit seinen Truppen in der Nähe der Küste befand und dort offenbar in Gefahr war, seinem Verderben in die Arme zu laufen. Bei diesem Ritte wurde Espinosa von einer Abteilung Sezessionisten gefangen genommen, die Reeve abschneiden wollten. Man nahm dem Gefangenen die Depeschen ab, las sie und – erschoß ihn kurzerhand; eine Rohheit, die einen Schmutzfleck in der Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges bildet. Die Offiziere und Mannschaften aber, denen er so oft die Fährten verfolgter Comantschen aufgespürt hatte, haben dem tapferen Manne noch lange nachgetrauert.

Digitized by Google

4.

Ein Sioux-Häuptling.

Ende 1906 ist einer der bekanntesten und gefürchtetsten Sioux-Häuptlinge in die ewigen Jagdgründe seiner Väter eingegangen. In den letzten Jahren hat er friedlich, dem mit den Weißen abgeschlossenen Vertrage gemäß, gelebt — aber bis zum Jahre 1876 hat er den Truppen der Vereinigten Staaten arg zu schaffen gemacht.

In seinem Stamme führte er den Namen „Regengesicht". Als Knabe hieß er anders; zwei Vorgänge, die sich in seiner Jugend ereigneten, verschafften ihm seinen merkwürdigen Namen. Als er etwa 10 Jahre alt war, schlug sich eine Schar von Sioux-Knaben mit Knaben der Cheyennes in freundschaftlich ernstem Wettkampf herum. Der spätere Sioux-Häuptling hatte einen um mehrere Jahre älteren Cheyenne-Knaben angegriffen und überwältigt, war aber von diesem so stark ins Gesicht geschlagen worden, daß er ganz mit Blut bespritzt war. Das Blut hatte die Malerei, welche die Knaben

Digitized by Google

für ihr Kriegsspiel angetan hatten, zum Teil vom Gesicht heruntergewaschen, und so sah dieses ganz gesprenkelt aus. Deshalb nannten ihn die Sioux-Knaben eine Zeitlang „Regengesicht".

Der Name wurde wieder aufgefrischt, als er einige Jahre später, das Gesicht halb schwarz, halb rot bemalt, „um die Sonne nachzuahmen, wenn sie halb mit Wolken bedeckt ist", in einem langen Gefecht mitkämpfte, während dessen der Regen in Strömen vom Himmel floß. Die Bemalung wurde zum Teil fortgewaschen, und so wurde man an seinen alten Knabennamen erinnert. Er behielt ihn nun sein ganzes Leben lang bei.

„Regengesicht" hat seine Unerschrockenheit und seinen tapferen Sinn in vielen Gefechten mit den Weißen bewährt. Als er im besten Mannesalter stand, hatte er dazu die reichste Gelegenheit, denn die Jahre von 1862 bis 1876 waren durch eine große Zahl von Kämpfen zwischen Weißen und Sioux-Indianern ausgefüllt. Die Besiedelung des Gebietes, das den Sioux früher unbestritten gehört hatte, war damals von den Weißen begonnen worden: noch heute führen ja die Staaten Nord-Dakotah und Süd-Dakotah ihre Namen von der Bezeichnung „Dakotah", dem eigentlichen und ursprünglichen Namen der Sioux. Schritt für Schritt zurückgedrängt, schlossen die Indianer immer wieder neue Verträge mit den Weißen,

Digitized by Google

in denen sie die Zusicherung erhielten, daß sie nach Abtretung eines bestimmten Landstriches in ihrem übrigen Gebiete ganz und gar unbehelligt bleiben sollten und daß kein einziges Bleichgesicht dieses ihnen vorbehaltene Gebiet betreten dürfte. Dagegen verpflichteten sich die Indianer, sich auf das betreffende Gebiet zu beschränken und keine Kriegszüge gegen die Weißen zu unternehmen. Aber die Verträge wurden von den Indianern manchmal, von den Weißen fast stets gebrochen, da es der Bundesregierung in Washington an Mitteln und vielleicht auch manchmal an dem festen Willen fehlte, das unberechtigte Eindringen weißer Händler – namentlich der Schnaps- und Waffenhändler, die sich im Verkehr mit den Indianern stets als ein unheilbringendes Element erwiesen haben – zu verhindern. So fanden denn fast Jahr für Jahr jene erbitterten Gefechte oder förmlichen Kriege zwischen den Weißen und den Indianern statt, in denen es auf beiden Seiten an den schlimmsten Grausamkeiten nicht fehlte.

Einige der kriegerischen Ereignisse dieser Jahre sind den Amerikanern unvergeßlich eingeprägt, weil sie in der Vernichtung ganzer Abteilungen von weißen Soldaten bis auf den letzten Mann gipfelten. Die bekanntesten beiden Vorkommnisse dieser Art waren die Vernichtung einer Abteilung von 80 Mann unter dem Befehl des

Obersten Fettermann bei dem Fort Phil Kearney am 21. Dezember 1866 und das sogenannte Custersche Blutbad am 25. Juni 1876. An beiden Gefechten war „Regengesicht" beteiligt, an dem letztgenannten in leitender Stellung.

Wie es den Indianern möglich geworden war, die ganze Fettermannsche Abteilung von 80 Mann und mehreren Offizieren bei Fort Phil Kearney in den Hinterhalt zu locken, war bis vor kurzem nicht recht klar geworden. Man wußte nur, daß die Sioux-Indianer unter den Häuptlingen „Rote Wolke" und „Roter Hund" gestanden hatten und daß es ihnen gelungen war, die ganze Abteilung weißer Soldaten, die das Fort verlassen hatte, in einem Hinterhalt zu überwältigen und bis auf den letzten Mann zu vernichten. „Regengesicht" hat erst kurz vor seinem Tode einem der gelehrten Indianer, welche die Vereinigten Staaten aufweisen, Dr. Charles E. Eastman, erzählt, wie es dabei zuging.

Die Sioux handelten nach einem festen Kriegsplan, der bei solchen Gelegenheiten meistens von ihnen entworfen wurde. Ihre Hauptmacht war in einem Gebüsch versteckt. Einige ihrer tapfersten jungen Krieger erhielten den Auftrag, ein paar Soldaten, die das Fort verlassen hatten, um Holz zu fällen, anzugreifen, dabei aber sorgfältig zu vermeiden, sie zu töten, sie vielmehr nur in das Fort

Digitized by Google

zurückzutreiben und sich dann selbst langsam zurückzuziehen, um eine größere Abteilung weißer Soldaten zur Verfolgung zu veranlassen. Beim Rückzug sollten sie ihre Verfolger in die Nähe des Gebüsches zu locken suchen, aus dem dann die indianische Hauptmacht zu ihrer Vernichtung hervorbrechen sollte.

Die Weißen gingen auf diese Kriegslist ohne Argwohn ein. In wenigen Minuten lagen sie alle erschlagen am Boden — „in einer kürzeren Zeit, als nötig ist, um eine kleine Büffelherde zu vernichten", wie sich der alte Sioux-Häuptling ausdrückte.

In den nächsten Jahren entfaltete „Regengesicht" eine eifrige Tätigkeit, indem er zusammen mit anderen jungen Sioux-Kriegern argwöhnisch die Fährten der Bleichgesichter verfolgte, die in die „Schwarzen Berge" (Black Hills) vorzudringen suchten; denn diese waren vertragsmäßig den Sioux-Indianern als ausschließliches Besitztum vorbehalten. Das Unglück hatte gewollt, daß die Weißen nach Abschluß des Vertrages entdeckt hatten, daß die Schwarzen Berge nicht nur sehr fruchtbar waren, sondern auch Gold enthielten; Landhunger und Golddurst sind stets die treibenden Kräfte beim Vordringen der Weißen nach Westen gewesen und haben manchem Indianerstamme, der gern in Frieden gelebt hätte, Land und Leben gekostet. Die Sioux aber waren entschlossen, die Schwarzen Berge für

Digitized by Google

sich zu behalten und zu verteidigen, und wo sich dort ein Weißer antreffen ließ, wurde er erbarmungslos getötet.

Bald hatte sich der Ruf verbreitet, daß „Regengesicht" einer von den Indianern sei, die den Weißen tödlich nachstellten, wo sie nur konnten. Eines schönen Tages wurde er daher ergriffen, in das Fort Abraham Lincoln in der Nähe von Bismarck, der Hauptstadt des Staates Nord-Dakotah, gebracht und gefangen gesetzt. Offenbar sollte er erschossen oder an einem Baum aufgehängt werden. Aber er wurde vor diesem Schicksal bewahrt, da ein alter Soldat, der ihm seine Nahrung brachte und ihn zu bewachen hatte, Mitleid mit ihm empfand. „Regengesicht" hat erst kurz vor seinem Tode seinem Stammesgenossen Dr. Eastman erzählt, daß dieser Weiße ein „indianisches Herz" gehabt und ihm eines schönen Tages seine Fesseln so gelockert habe, daß er sie habe abstreifen können. Zugleich habe er ihm durch Zeichen und einige Sioux-Worte gesagt: „Geh', mein Freund, streife die Ketten ab und fliehe! Ich werde schießen, aber die Stimme meines Gewehres wird lügen." Der Gefangene ließ sich das nicht zweimal sagen, und als er der Fesseln ledig war, ergriff er eine Flinte und lief um sein Leben. Sein Wächter schoß hinter ihm her, traf ihn aber nicht. Das Streifkommando aber, das abgesandt

Digitized by Google

wurde, um den Entflohenen wieder zu fangen, gab sich keine besondere Mühe, weil es wußte, daß dieser sich erbittert verteidigen würde. Denn ein Indianer, der um sein Leben kämpft, verkauft es so teuer als möglich. Oft genug gelingt es ihm, mehrere seiner Angreifer mit ins Verderben zu ziehen.

Der glühende Haß, mit dem „Regengesicht" den Weißen gegenüberstand, sollte später noch einmal in dem großen Sioux-Kriege des Jahres 1876 seine Befriedigung finden. Der Vertrag vom 29. April 1869, der den Sioux die Schwarzen Berge zum ungestörten Wohnsitz angewiesen hatte, war, wie erwähnt, von den Weißen nicht gehalten worden. Die beständigen Reibereien, die infolgedessen stattfanden, führten schließlich zum Ausbruch eines förmlichen Krieges, der, wie feststeht, nicht durch die Treulosigkeit der Indianer, sondern durch die Wortbrüchigkeit und Gewalttätigkeit der Weißen hervorgerufen war. Dieser Krieg, der in demselben Jahre stattfand, in welchem die Vereinigten Staaten die Hundertjahrfeier ihrer Unabhängigkeitserklärung begingen, kam ihnen ungemein teuer zu stehen. Noch jetzt ist überall in der Union die Vernichtung des 7. Kavallerie-Regiments durch die Sioux in lebendiger Erinnerung. Geschmacklose Bilder von diesem „Custerschen Blutbad", wie es gewöhnlich genannt wird, werden von Brauereien und anderen Geschäften,

Digitized by Google

die es — der Himmel weiß, weshalb — als Reklame für ihre Erzeugnisse benutzen, in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Die Sioux wurden hauptsächlich von dem berühmten Häuptling „Sitting Bull" (Sitzender Stier) angeführt. Zahlreiche Truppen waren gegen sie in Bewegung gesetzt worden. Nach einem großen Kriegsplan sollten diese Truppen von drei verschiedenen Seiten her gegen die Indianer vordringen. Es gelang diesen jedoch, zwei der feindlichen Abteilungen übel zuzurichten; die dritte Abteilung kam gerade noch rechtzeitig, um die Leichen der Erschlagenen zu bergen und vor weiteren Verstümmelungen zu schützen.

Auch hier handelten die Indianer nach einer geschickt ausgesonnenen Kriegslist. Sie hatten ihre Zelte am Little Horn-Flusse so verteilt, daß man sie nicht alle auf einmal sehen konnte. Die Weißen aber hatten es unterlassen, sich durch sorgsame Aufklärung genaue Kenntnis von der Stärke und Stellung des Feindes zu verschaffen. So gab General Custer, der vom rechten Ufer des Little Horn-Flusses her die Tipees (Zelte) der Sioux-Indianer in verhältnismäßig nicht sehr großer Zahl erblickte, ohne weiteres den Befehl zum Angriff.

Er teilte sein Regiment in zwei Abteilungen, um den Feind in die Mitte zu nehmen und zu zer-

Digitized by Google

reiben. Er selbst suchte stromabwärts eine Furt über den Fluß, während er dem Rittmeister Reno den Befehl gab, stromaufwärts dasselbe zu tun. Beide Abteilungen sollten dann die Sioux im Galopp angreifen und zwischen sich zermalmen.

Aber es kam anders, als er gedacht hatte. Zwei Stunden später war General Custer ein stiller Mann. Die Sioux, die das Herrannahen des Feindes natürlich beobachtet hatten, hatten sich geteilt. Sie waren viel stärker, als die Weißen annahmen. Eine ihrer Abteilungen, bei der auch „Regengesicht" sich befand, griff den Rittmeister Reno mit seiner Abteilung an, sobald er über den Fluß gesetzt war. Reno mußte sehr bald von weiterem Vordringen Abstand nehmen und sich auf die Verteidigung beschränken. Ja, es dauerte nicht lange, bis er sich zurückziehen mußte, zumal die Feinde offenbar Verstärkung erhalten hatten. Er wußte nicht, daß diese Verstärkung von den Indianern herrührte, die in einem Gefecht von nur 55 Minuten Dauer der ganzen Abteilung des Generals Custer einen schnellen Untergang bereitet hatten. Mit starken Verlusten mußte sich Reno über den Fluß zurückziehen und konnte nicht einmal eine Verbindung mit diesem aufrecht erhalten, so daß seine Soldaten — namentlich die Verwundeten — argen Durst litten. Aus dieser Lage wurde er nur durch den plötzlichen

Digitized by Google

Abzug der Sioux-Indianer befreit, die offenbar das Herannahen der dritten und stärksten amerikanischen Abteilung bemerkt hatten und es nicht auf einen dritten Kampf ankommen lassen wollten.

Die Vernichtung der Abteilung des Generals Custer hatte sich blitzschnell vollzogen. Er war an der Spitze von fünf Zügen mit insgesamt 240 Mann ausgeritten – und kein einziger Mann davon kehrte zurück. Die Schwadronen waren in einen Hinterhalt gefallen, der es den Indianern ermöglicht hatte, ohne selbst nennenswerte Verluste zu erleiden, ihre Angreifer vollständig zu vernichten. Auf einem Flecke lagen z. B. 115 Soldaten des 7. Kavallerie-Regiments beisammen, und auf einer kleinen Anhöhe fand man die unverstümmelte Leiche des Reitergenerals, halb sitzend, wie im Schlaf, am Boden liegen – mit ruhigem Gesicht, ja mit einem Lächeln auf den Lippen. Um ihn herum lagen die Leichen von 11 Offizieren, nahe dabei die Leiche des Korrespondenten des „New-York Herald".

Die Indianer hatten nicht lange Zeit gehabt, die Leichen der Waffen und Kleidungsstücke zu berauben oder ihnen die Skalpe zu nehmen. Auch hatten sie ihre eigenen Toten nicht mit den üblichen Feierlichkeiten bestatten können. Ja, sie hatten sogar ihre Zelte zum Teil stehen lassen müssen. Man fand Büffeldecken, Elchhäute, Kessel und allerlei

Digitized by Google

Lagervorräte, wie sie bei ihnen im Gebrauch sind. Tote Indianerpferde lagen neben den Kadavern von Pferden, die den Brandstempel des 7. Kavallerie-Regiments der Vereinigten Staaten trugen. Zwei Indianerzelte aus besonders schönen, weißen Fellen fand man unversehrt vor. Um sie herum lagen die Leichname getöteter Pferde — und zwar solcher Pferde, die nicht im Kampf erschossen waren. In den Zelten selbst war eine Anzahl gefallener indianischer Krieger in Kriegstracht und mit Kriegsbemalung aufgebahrt, deren Geister auf den getöteten Pferden draußen nach den ewigen Jagdgründen geritten waren.

Indessen war nicht allen weißen Soldaten das Glück eines schnellen Todes beschieden gewesen. Ein alter Trapper aus dem Yellowstone-Lande, Ridgely, der schon längere Zeit als Gefangener bei den Sioux lebte, war Augenzeuge der Martern gewesen, denen man sechs Kavalleristen unterworfen hatte, die lebendig in die Hände der Sioux gefallen waren. Das ganze Indianerlager war in der Nacht nach dem Gefecht toll vor Siegesjubel. Die sechs Gefangenen wurden an Pfähle gebunden und lebendig verbrannt. Während die Feuersglut sie langsam zu Tode röstete, schossen die Indianer Pfeile mit glühend gemachten Spitzen in ihr Fleisch, bis sie ihren Qualen erlagen. Die Squaws be-

Digitized by Google

waffneten sich mit Messern und eilten nach der Wahlstatt, um die Leichen der getöteten Feinde zu berauben und zu verstümmeln. Viele Männer, Frauen und Kinder hatten sich an Whisky betrunken, den sie bei den Weißen gefunden hatten. Da man in dem allgemeinen Siegesübermut Squaws das Amt der Wache bei dem gefangenen Trapper überließ, so gelang es Ridgely, als sie schläfrig und betrunken wurden, sich langsam und in aller Heimlichkeit davonzuschleichen, ein Pferd zu stehlen und zu entkommen. —

Die vollständige Vernichtung der Custerschen Schwadronen erregte eine solche Aufregung in den Vereinigten Staaten, daß nicht nur energische Maßregeln zur Unterdrückung der Sioux-Unruhen ergriffen wurden, sondern daß auch Präsident Hayes in seiner Botschaft vom 2. Dezember 1878 die Pflicht der Vereinigten Staaten betonte, die Zivilisierung der Indianer zu fördern und die Rothäute gerecht zu behandeln. Ein ausgezeichneter Mann war damals Minister des Innern. Er legte dem Kongreß einen genauen Plan mit Kostenanschlag vor, wie man die Indianer in bestimmten, ausschließlich für sie vorbehaltenen Gebieten — den sogenannten „Reservationen" — unterbringen und sie allmählich daran gewöhnen könnte, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, ihre Kinder in die Schule zu schicken und sich auch

Digitized by Google

im übrigen den Lebensgewohnheiten der Weißen anzuschließen. Der Name dieses Mannes war Karl Schurz. Er besuchte auch im Frühling und Sommer 1879 selbst verschiedene Reservationen der angesehensten Indianerstämme, trat mit den Häuptlingen in persönlichen Verkehr, suchte ihre Bedürfnisse und Beschwerden festzustellen und tat sein Möglichstes, um dem schlimmen Unfug gewissenloser Händler und anderer anrüchiger Elemente zu steuern, die durch ihre zügellose Habsucht und ihr nichtsnutziges Benehmen immer wieder Indianer-Aufstände hervorgerufen hatten.

Auch die verschiedenen Stämme der Sioux erhielten ihre Reservation. „Regengesicht" bezog mit seinem Stamme die Reservation von Standing Rock in Nord-Dakotah. Er hat das von ihm gegebene Versprechen, mit den Weißen in Frieden zu leben, ein Menschenalter lang getreulich gehalten. Zu Dr. Eastman äußerte er: „Ich habe immer friedlich gelebt, seit wir auf der Reservation ankamen. Niemand kann sagen, daß Regengesicht die Bestimmungen des großen Vaters" (so bezeichnen die Indianer den Präsidenten der Vereinigten Staaten) „gebrochen hat. Ich habe für mein Volk und mein Land gekämpft. Als wir besiegt waren, blieb ich still, wie es einem Krieger geziemt. Regengesicht wurde getötet, als er seine Waffen vor dem großen

Digitized by Google

Vater niederlegte. Sein Geist ist damals verschieden, nur dieser arme Körper lebte weiter. Aber jetzt wird es nicht mehr lange dauern, bis er sich zum letzten Male niederlegt. Ho, hechetu!" (Nun, es ist gut so!)

Bald darauf ist er wirklich zu seinen Vätern in die ewigen Jagdgründe abberufen worden.

Digitized by Google

5.

Die Schwindsucht unter den Sioux-Indianern.

Die Zahl der Rothäute Nordamerikas geht beständig zurück. Das Vordringen der Weißen nach Westen hat sie nicht nur ihres Landes beraubt, sondern man hat ihnen auch durch das Abschießen der Büffelherden mit einem Schlage ihre einzige Fleischnahrung genommen. Bruch mancher von der Regierung der Vereinigten Staaten geschlossenen Verträge, Unterschlagungen der Indianer-Agenten, Erschießen unschuldiger Indianer durch Weiße haben das ihrige zu dem erschreckend schnellen Absterben des roten Mannes getan. Und so geben denn die letzten Berichte des Indianeramtes in Washington die Gesamtzahl aller Indianer der Vereinigten Staaten nur noch auf etwa 275 000 an. Diese Zahl ist etwa um 5 000 Köpfe größer als die der Jahre vorher – doch ist ausdrücklich erwähnt, daß der Grund dieser Zunahme nur darin zu suchen sei, daß die Navajoes, welche über ein weites Gebiet, namentlich

Digitized by Google

in Neumexico, verstreut wohnen und niemals vorher gezählt worden waren, jetzt mit einer höheren Zahl in Ansatz gebracht sind.

Daß in Wirklichkeit von einer Vermehrung der Zahl der Indianer kaum die Rede sein kann, zeigen die Geburts- und Sterbeziffern, die für die 191 000 Rothäute, welche nicht zu den sogenannten „fünf zivilisierten Nationen" gehören, gegeben werden. Für das Jahr 1904 z. B. stehen 4 727 Geburten 4 411 Todesfälle gegenüber. Die Zunahme ist also, wenn überhaupt vorhanden — absolut genau sind die Zahlen nicht — eine ganz unmerkliche und kann durch den Ausbruch einer Seuche oder durch andere Umstände urplötzlich in ein starkes Überwiegen der Todesfälle verkehrt werden.

Bei einzelnen Stämmen hat sich das bereits mit nicht zu leugnender Deutlichkeit herausgestellt. So wiesen im Jahre 1904 die Krähen-Indianer bei einer Volkszahl von 1 826 Köpfen 61 Geburten und 92 Todesfälle auf — die Chippeways vom Roten See bei einer Volkszahl von 1 388 Köpfen 35 Geburten und 47 Todesfälle — die Assiniboin- und die Yankton-Sioux bei einer Volkszahl von 1651 Köpfen gar nur 13 Geburten und 47 Todesfälle.

Diese Zahlen sind wahrhaft erschreckend, und schon lange haben edelgesinnte Männer und Frauen Abhilfe verlangt. Aber sie haben nicht nur mit

Digitized by Google

dem rohen Einwurf zu kämpfen gehabt, daß es für die Weißen am allerbesten sei, wenn man die Rothaut dahinsterben lasse wie ein Stück Vieh – sondern mehr noch vielleicht mit der von Männern der Wissenschaft aufgestellten Theorie, daß die farbigen Menschenrassen (mit Ausnahme der gelben) beim Zusammenleben mit der weißen Rasse Schritt für Schritt zugrunde gehen müßten. Fragt sich nur, ob das wirklich so sein muß, oder ob nicht Rohheit und Nachlässigkeit zu dem allmählichen Aussterben, das tatsächlich zu beobachten ist, das meiste beigetragen haben.

Allerdings ist es zweifellos, daß die schwarze und mehr noch die rote Rasse gegen den Ansturm gewisser Krankheiten, die ihnen von den Weißen gebracht wurden, nicht gewappnet sind. Namentlich die Blattern und die Schwindsucht haben unter ihnen die schrecklichsten Verheerungen angerichtet. Ganze Stämme sind dadurch vernichtet worden. Die „Zauberkunst" ihrer Medizinmänner hat durch verkehrte Behandlung dieser Krankheiten dazu gewiß ihr redlich Teil beigetragen – aber die Hauptursache ist offenbar doch die gewesen, daß die körperliche Beschaffenheit dieser Völker bestimmten Krankheiten nicht gewachsen war.

Man muß sich die Ursache dieser Erscheinung so vorstellen, daß gewisse ansteckende Krankheiten unter der weißen Rasse bereits so lange gewütet

haben, daß alle ihre Glieder, soweit sie dafür besonders empfänglich waren, daran zugrunde gegangen sind, so daß infolgedessen der am Leben gebliebene Teil unserer Rasse verhältnismäßig „immun" dagegen ist. Und wie eine schwere Zigarre dem Gewohnheitsraucher keinen Schaden tut, einen starken Mann aber, der noch nie geraucht hat, umwerfen kann, so wirken diese ansteckenden Krankheiten z. B. gerade auf die Völker der roten Rasse verhängnisvoll ein, obwohl sie sich im übrigen größter körperlicher Gesundheit und Kraft erfreuen.*)

*) In früheren Zeiten sind es namentlich die Pocken gewesen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit ganze Indianerstämme vernichteten. Sie wurden nach Amerika durch einen Negersklaven eingeschleppt, den der Gegner des Cortez, Panfilo de Narvaez, mitbrachte. Die Krankheit verbreitete sich mit überraschender Schnelligkeit unter den Indianern Mittelamerikas und trat um so schlimmer auf, als sie sich dagegen zu wehren suchten, indem sie ihr Allheilmittel für Krankheiten anwandten: indem sie nämlich in kaltem Wasser badeten, wodurch das Übel nur noch schlimmer wurde. So starben die Indianer nach dem Ausdruck eines Spaniers der damaligen Zeit dahin „wie von der Pest befallene Rinderherden". S. meine Anmerkung S. 302 in den Cortezschen Memoiren über die Eroberung von Mexico. (Die Eroberung von Mexico. Drei eigenhändige Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. Bearbeitet von Dr. Ernst Schultze. [Bibliothek wertvoller Memoiren 4. Band.] Mit Bildern und Plänen. Hamburg: Gutenberg-Verlag, 1907.)

Digitized by Google

Aber es ist nicht nur diese natürliche Ursache, welche die Indianer dezimiert, sondern auch die starke Veränderung ihrer Lebensverhältnisse, die durch die Weißen verursacht worden ist. Sehr deutlich zeigen das die Geschicke der Sioux-Indianer, einer kräftigen, stahlharten Rasse, die jetzt in fürchterlicher Weise durch die Schwindsucht leidet. 50 bis 75 % aller Todesfälle unter den Sioux sind der Tuberkulose zuzuschreiben, und man fragt sich erstaunt, wie es möglich ist, daß der Würgengel dieser Krankheit mit immer zunehmender Gewalt unter einem Volke wütet, welches durch seine körperliche Energie, seine Ausdauer in Strapazen, seine wilde Tapferkeit den Amerikanern mehr zu schaffen gemacht hat als irgend ein anderer Indianerstamm – etwa die Apachen und die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vernichteten Seminolen ausgenommen.

Man kann in der Geschichte der Sioux deutlich verfolgen, wie die Tuberkulose allmählich Macht über sie gewann. In früheren Jahrhunderten müssen sie ein völlig gesundes Volk gewesen sein. Ursprünglich hatten sie ihre Sitze östlich der Alleghanies, etwa in der Gegend der heutigen Staaten Virginia und Nord-Carolina. Von dort wurden sie mehrere Jahrhunderte vor dem Eindringen der Weißen durch eine südliche Wanderung des mächtigen Irokesen-Stammes verdrängt und gezwungen, sich westwärts

Digitized by Google

über das Gebirge zu schlagen. Dann sind sie allmählich das Tal des Ohio hinabgezogen und haben noch später den Mississippi überschritten — immer andere Indianerstämme vor sich herschiebend und so die letzte große Völkerwanderung veranlassend, die vor der Entdeckung Amerikas durch die Weißen stattfand. In den letzten Jahrhunderten hatten sie dann das Gebiet zwischen dem oberen Mississippi im Osten und den Schwarzen Bergen und Rocky Mountains im Westen inne, südlich etwa bis zum Platte-Fluß und der Mündung des Sioux-River. Ihr Hauptgebiet war das der heutigen Staaten Nord- und Süd-Dakotah — die ganze Völkerfamilie führte ursprünglich den Namen der Dakotah. Hier fand sie schon der Spanier de Soto, als er in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Mississippi-Ebene durchquerte. Und die französischen Missionare, die fast zwei Jahrhunderte später vom Lorenzstrom und den Großen Seen nach Südwesten vorgingen, brachten ihnen die ersten Elemente europäischer Zivilisation. Die Sioux zeigten sich damals nicht unwillig, einzelnes davon aufzunehmen; aber die rohe und mehr als unfreundliche Behandlung, die sie später von den Yankees fanden, hat ihnen alsdann eine Zeitlang alle Lust dazu benommen.

Je unfreundlicher die Stellungnahme der Weißen wurde, desto mehr wuchs natürlich auch der Haß

Digitized by Google

dieser Söhne der Wildnis. Beide Rassen haben erbitterte Kämpfe miteinander geführt, von beiden Seiten sind unmenschliche Grausamkeiten begangen worden. Unter den vielen Indianerkriegen, welche die Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert geführt haben, nehmen die Sioux-Kriege eine hervorragende Stellung ein. Namentlich die der Jahre 1852, 1862, 1876 haben der Union bös zu schaffen gemacht. Von der überaus schweren Niederlage, welche die Sioux i. J. 1876 den Truppen der Vereinigten Staaten beibrachten, ist schon in dem Aufsatz „Ein Sioux-Häuptling" erzählt worden. Auch in den Jahren vorher fanden fortwährende Kämpfe statt. Die Weißen metzelten dabei ebenso schlimm wie die Indianer. Um nur ein Beispiel unter vielen zu nennen, wurde bei dem Blutbade unter den Piegans am 23. Januar 1870 von einer Abteilung amerikanischer Truppen unter Oberst Baker ein Stamm von 173 Indianern niedergehauen, worunter sich 53 Weiber und Kinder befanden.

Zu wiederholten Malen ist mit den Sioux verhandelt worden, um dem beständigen Kriegszustande ein Ende zu machen und dauernden Frieden herzustellen. Daß dieser lange Zeit nicht eintrat, ist hauptsächlich Schuld der Weißen, welche die abgeschlossenen Verträge fast niemals gehalten haben. Aber mit zunehmender Besiedelung, und nachdem

Digitized by Google

man den Sioux ein Stück Land nach dem andern genommen, einen Stamm nach dem andern dezimiert hatte, sind doch auch sie dem amerikanischen Indianer-System anheimgefallen. Dieses besteht darin, daß man die Indianer auf bestimmte Gebietsteile — in einigen Fällen die zum Ackerbau ungeeignetsten — einschränkt und Stationen errichtet, in denen sogenannte Indianer-Agenten (Indian Agents) für die umwohnenden Indianer sorgen sollen.

Diese Sorge soll sich insbesondere nach einer negativen und einer positiven Richtung erstrecken. Einmal sollen die Indianer-Agenten verhindern, daß Whisky oder andere alkoholische Getränke an die Indianer verkauft werden. Denn das „Feuerwasser" hat unter ihnen stets die schlimmsten Verheerungen angerichtet und hat namentlich immer mitgeholfen, sie wieder auf den Kriegspfad zu bringen. Andrerseits aber sollen die Agenten dafür sorgen, daß die Indianer nicht verhungern können. Denn noch schlimmer als der Raub ihres Landes hat die Vernichtung des Tieres sie betroffen, das für sie die Hauptquelle der Nahrung war: des Büffels. Unermeßliche Herden dieses riesigen Tieres weideten in den Prärien der Mississippi-Ebene und in den Ebenen und Tälern seiner Nebenflüsse, und die Sioux, die als Reiter und Jäger wie als Krieger unübertrefflich waren, fanden daher stets reichliche

Digitized by Google

und gesunde Fleischnahrung. Wie aber der Amerikaner das Land nicht schnell genug erschließen kann und wirtschaftlich allgemein, vom wildesten Erwerbsgeist getrieben, mit der größten Überstürzung vorgeht, so wurden auch die aus mehreren Millionen Büffeln bestehenden Herden in dem kurzen Zeitraum dreier Jahre (1873–1875) fast völlig vernichtet, nur um ihr Fleisch oder gar nur ihre Häute wirtschaftlich recht schnell und gründlich zu verwerten – so daß jetzt nur noch wenige Exemplare vorhanden sind, die in National-Parken sorgfältig gehegt werden müssen.

Alle die vielen Indianerstämme, die, von Ort zu Ort schweifend, sich hauptsächlich von Büffelfleisch genährt hatten, waren durch diese ungemein kurzsichtige Vernichtung der Büffelherden mit einem Schlage ihrer Nahrungsquelle beraubt worden. Es blieb ihnen nichts übrig, als zu verhungern – oder das Vieh der weißen Ansiedler zu stehlen – oder sich an die Indianer-Agenten um Nahrung zu wenden. Diese Agenten aber bestanden in der Regel aus recht schlechten Elementen, und die allgemeine politische Korruption der Vereinigten Staaten sorgte dafür, daß das Geld, welches den Indianern zugute kommen sollte, nur zum kleinsten Teil wirklich zu ihrem Besten verwendet wurde.

Alle diese Ursachen haben auch die körperliche Kraft der Sioux untergraben. Seit dem Jahre

1863 hat sich das „Reservations-System" allmählich bei ihnen eingebürgert; nun nahmen sie europäische Kleidung an, begannen in Blockhäusern zu wohnen und traten teilweise zum Christentum über...

Im Jahre 1871 findet sich in den Berichten ihrer Indianer-Agenten die erste Erwähnung der Schwindsucht. Und dann greift diese Krankheit mit schreckenerregender Gewalt um sich. 1880 sind es schon 5 Prozent aller Todesfälle, die auf Rechnung der Tuberkulose kommen – 1881 wird sie als Todesursache in den Berichten sämtlicher Agenten erwähnt – und von Jahr zu Jahr zeigen diese ein schlimmeres Bild. 1880 wurden in vier der führenden Stämme 293 Geburten und 208 Todesfälle gezählt – im letzten Jahre kamen die Todesfälle den Geburten gleich – in einzelnen Stämmen aber führt die Tuberkulose schrittweise zur völligen Vernichtung. 1892 besuchte ein Weißer den bekannten und geachteten Sioux-Häuptling John Graß, als er mit seinen sieben wetterharten Söhnen zu einer Versammlung seines Stammes zog. Zehn Jahre später sah er ihn wieder. Da erzählte der Häuptling traurig: „Sie haben meine Söhne gesehen. Sie sind alle dahin; alle sind sie an ‚der' Krankheit gestorben. Kein einziges Kind ist mir geblieben."

In der Tat hat die Tuberkulose unter den Sioux-Indianern eine so schreckliche Ausdehnung

Digitized by Google

angenommen, daß alle Kenner der Verhältnisse behaupten, man könne ihre Wirkung gar nicht überschätzen. Es gibt kaum irgend eine Sioux-Familie, in der sie nicht schon Opfer dahingerafft hätte — kaum eine Sioux-Familie, in der sie nicht in irgend einer Form vorhanden wäre. Gewöhnlich ist der Verlauf der Krankheit ein fürchterlich schneller. Ein Mann, der scheinbar völlig gesund ist, läßt seine Arbeit im Stich, geht zu seinem „Händler" und bestellt seine Leichenkleider. „Ich habe ‚die' Krankheit," sagt er, läßt sich Maß nehmen und geht nach Hause. Wenn das Leichenkleid fertig ist, ist er meist auch schon so weit, daß er es anlegen kann, um den letzten Schlaf zu tun . . . . .

Aber nicht nur die Sioux-Indianer selbst, sondern auch die umwohnenden Weißen beginnen unter dieser furchtbaren Ausbreitung der Tuberkulose zu leiden. Dies ist allerdings nicht der einzige Grund, weshalb jetzt energische Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheit gefordert werden. Der Direktor des Gesundheitsamtes des Staates Süd-Dakotah, Mr. Delorme W. Robinson, hat seine warnende Stimme erhoben, und Mr. Burke, Mitglied des Unterhauses desselben Staates, hat ähnliche Forderungen als Gesetzantrag beim Parlament eingebracht und ist damit größtenteils durchgedrungen.

Man will zunächst an geeigneten Stellen Sana-

Digitized by Google

torien für Lungenkranke errichten, sowie Krankenpflegerinnen, die besondere Erfahrung in der Behandlung von Tuberkulose-Kranken haben, anstellen, um die Sioux auch in ihren eigenen Häusern aufsuchen und sie über die Zweckmäßigkeit von Abwehrmaßregeln aufklären zu lassen. Die gewöhnliche Behausung der Sioux ist ein Blockhaus mit einem einzigen Raum von 18 : 24 Fuß (5,5 : 7,3 Meter), mit nur einem Fenster und einer Tür; in der Regel schlafen in solchen ungelüfteten Räumen von fünf bis zu zwanzig Personen. Daß ihre Gesundheit dadurch auf das schwerste geschädigt werden muß, zumal sie bis vor einem Menschenalter stets gewohnt waren, sich in frischer Luft aufzuhalten und in leichten Zelten zu schlafen, bedarf keines Beweises. Man fordert daher auch, daß diese Häuser von den staatlichen Gesundheitsbehörden überwacht werden.

Aber darauf allein darf und will man sich nicht beschränken. Vielmehr erscheint auch eine Überwachung der Nahrungsmittel der Sioux ganz besonders wichtig. Von ihrer gesunden Ernährungsart in den Zeiten der Büffeljagd war schon die Rede. Heute ist ihre Nahrung häufig unzureichend, und nicht selten stillen sie ihren Hunger mit den verfaulten Abfällen, die sie in der Nähe der Schlachthäuser der Indianer-Agenturen finden. Hier muß vor allen Dingen Abhilfe geschaffen werden. Denn

Digitized by Google

selbstverständlich können die „Segnungen der Zivilisation" nicht genügen, wenn sie wie bisher nur dazu geführt haben, daß die Mehrzahl der Sioux-Indianer, etwa 25 000 Menschen, in ungesunden Häusern lebt, die Kleidung der Weißen angenommen hat, ihre Kinder in die Schulen schickt, die häufig auch Brutstätten der Tuberkulose sind, und sich größtenteils offiziell zum Christentum bekennt.

Offenbar haben die Sioux nicht sämtlich Arbeit finden können, die ihnen hinreichenden Lebensunterhalt gewährte. Die Aufgabe, für sie solche Arbeit zu schaffen und sie daran zu gewöhnen, mag sicherlich keine leichte sein; aber sie ist auch nicht allgemein mit der nötigen Tatkraft in Angriff genommen worden. Daß sie hätte gelingen können — wenn auch natürlich nicht sogleich in wenigen Jahren — zeigen nicht nur die Berichte der französischen Missionare vor 200 Jahren, sondern auch die günstigen Ergebnisse, die auch sonst für einzelne Indianer wie für ganze Stämme Nordamerikas vorliegen; denn zweifellos sind diese weit bildungsfähiger als die meisten mittel- und südamerikanischen Stämme. Es ist ein Jammer, daß diese intelligente und arbeitsfähige Rasse auf eine so geringe Menschenzahl zusammenschrumpfen mußte und daß man sich erst spät auf die Pflichten der Menschlichkeit ihnen gegenüber besonnen hat.

Digitized by Google

6.

Die Kreuzigung unter den Indianern.

Zu allen Zeiten haben einzelne Teile des Menschengeschlechtes an merkwürdigen Verirrungen gelitten. Zauberwahn und Hexenglaube haben die Geschichte fast eines jeden Volkes verunstaltet. Aber nicht nur ihren Mitmenschen haben fanatische Menschenkinder in ihrer Verblendung Unrecht, Schmerz und bittere Pein zugefügt – auch gegen sich selbst haben sie nicht selten furchtbar gewütet. Den eigenen Leib zu zerfleischen, hat oft als ein Kennzeichen besonderer Frömmigkeit gegolten.

Die Flagellanten des Mittelalters, die durch Geißelung ihres Körpers am sichersten Vergebung ihrer Sünden hofften, haben sich während dreier Jahrhunderte über ganz Europa ausgebreitet. Namentlich wenn Not und Tod über ganze Völker hereinbrachen, äußerte sich die Selbstzerknirschung der Menge, die in ihrem Unglück ein Zeichen des himmlischen Zornes sah, im Wüten gegen den eigenen Leib. Politisches Unglück, die Pest oder

Digitized by Google

sonst ein großes Sterben, merkwürdige Himmelserscheinungen – alles dies konnte, wie wir heute sagen würden, eine „Geißel-Epidemie" hervorrufen. Ganze Volksmengen setzten sich in Bewegung, um unter der Führung von Priestern mit Kreuz und Fahne durch die Straßen der Städte zu ziehen und sich unter Seufzen bis aufs Blut zu peitschen. Selbst im strengsten Winter huldigten diese Unglücklichen, Männer, Weiber und Halberwachsene aller Stände, bis zum Gürtel nackend, ihrem traurigen Wahne. Namentlich der „Schwarze Tod", der 1348 aus Asien nach Europa zog, ließ die Geißelwut in hellen Flammen auflodern. Geißlergesellschaften bildeten sich in Italien, in ganz Deutschland, in Frankreich usw., und die Geißlerfahrten, die von Dorf zu Dorf zogen, überall mit Glockenklang empfangen, wollten kein Ende nehmen. Die Kirche ließ die Geißler ursprünglich gern gewähren; erst als die Geißlerfahrten überhand nahmen, schritt sie ein. Vom 13. bis ins 15. Jahrhundert bildeten diese Fahrten eine in ganz Europa bekannte Erscheinung.

Auch die brahmanische Religion hat ähnlichen Fanatismus entstehen lassen. Man weiß, daß die Fakire ein Gott besonders wohlgefälliges Werk zu tun glauben, wenn sie sich die Glieder mit Schwertern oder Nadeln durchstoßen, oder wenn sie tage- und wochenlang den Körper in völlig unveränderter Stellung

Digitized by Google

zu halten suchen — eine der schmerzhaftesten, die Nerven furchtbar peinigenden Martern, die sich ausdenken lassen. Ja, bis zur völligen Selbstvernichtung führt dieser Fanatismus; warfen sich doch alljährlich Hunderte von Menschen unter den heiligen Wagen Dschaggernaut, um von ihm zermalmt zu werden.

Sollte man es für möglich halten, daß heutzutage noch ein ähnlicher Selbstvernichtungs-Fanatismus zu finden ist? Wirklich ist es so, und noch dazu in einem Lande, das sich für besonders erleuchtet hält: in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwar in den östlichen und mittleren Teilen der Union, die von den Yankees bewohnt werden, welche sich für die eigentlichen Amerikaner halten, sind Geißlerfahrten noch nicht vorgekommen. Man beschränkt sich hier auf anderen Sektenunsinn, wie namentlich auf das Gesundbeten, das ein außerordentlich einträglicher Geschäftszweig für kluge Leute geworden ist, die aus der Dummheit ihrer Mitmenschen Kapital schlagen. Bekanntlich treibt es in allen großen Städten des Landes die üppigsten Blüten ... Aber in einem Teile des wilden Westens gab es bis vor wenigen Jahren noch eine wirkliche Geißler-Brüderschaft.

In Neu-Mexiko, einem noch nicht zum Staat erhobenen Territorium des Südwestens, bestand seit langem die Brüderschaft der „Penitentes". Diese

Digitized by Google

zog ganz wie die Geißlergesellschaften des Mittelalters durch die Städte und Dörfer Neu-Mexikos — in jedem Jahre 40 Tage hindurch, während der Zeit der Fasten. In der übrigen Jahreszeit löste sich die Brüderschaft auf, um im nächsten Jahre wieder zusammenzutreten. Während der 40 Fastentage schlugen sie ihre entblößten Rücken mit furchtbaren Geißeln aus Aloëfasern, schleppten schwere Kreuze umher, schliefen auf Betten aus Kaktuspflanzen und unterwarfen sich anderen Selbstpeinigungen. Sie zogen dabei beständig von Ort zu Ort. Am Karfreitag erreichte die Selbstpeinigungswut ihren Höhepunkt — und sie überschritt damit alles, was die Geißler des Mittelalters jemals an Fanatismus geleistet hatten.

Am Karfreitag wurde nämlich einer aus der Zahl der Penitentes durch das Los bestimmt, öffentlich von den anderen ans Kreuz geschlagen zu werden. Willig und sogar mit Freudigkeit unterzog sich der Erwählte der Peinigung. Wie manche Märtyrer in den ersten Jahrhunderten der christlichen Geschichte eine besondere Lust darin fanden, sich von den Heiden martern zu lassen, so ließ sich hier der Mann, den das Los getroffen hatte, mit Freuden ans Kreuz schlagen. In den meisten Fällen ging er dabei natürlich zugrunde — nur wenige überstanden die gräßliche Marter und gesundeten

Digitized by Google

langsam, nachdem man sie am Abend des Karfreitages wieder vom Kreuz abgenommen hatte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ließ diesen schrecklichen Fanatismus ruhig walten. In San Mateo und anderen Städten Neu-Mexikos haben solche Kreuzigungen regelmäßig noch in den Jahren 1888, 1889, 1890 und 1891 stattgefunden. Auch heute soll es im geheimen noch Anhänger dieser Sekte geben. Früher ließ die fanatisierte Bevölkerung Zuschauer, wenn sie die Prozession nicht störten, ruhig zu, und Hunderte von Amerikanern haben das Schauspiel mit angesehen.

Nur eines war den Zuschauern nicht gestattet: das Photographieren. Wer zu knipsen versuchte, wurde mit argen Gewalttätigkeiten bedroht. Der beste Kenner dieser Landesteile, Charles F. Lummis, ist der einzige, dem es unter Lebensgefahr gelang, ein paar Momentbilder aufzunehmen. Aber obwohl er einen sechsläufigen Revolver geladen auf seiner Kamera liegen hatte und von bewaffneten Freunden umgeben war, hat er doch bei der Gelegenheit eine Kugel in den Hals bekommen, die ihn nur durch einen Zufall nicht vom Leben zum Tode beförderte.

Die Penitentes setzten sich wohl ausschließlich aus Mischlingen zusammen. Diese Mischlinge, die von den Yankees mit dem appetitlichen Namen

Digitized by Google

„Greasers" („Schmutzfinken") beehrt werden, stehen auf einer außerordentlich tiefen Bildungsstufe. Volksschulen gibt es in Neu-Mexiko überhaupt erst seit 1884, und die Zahl der Analphabeten ist dort größer als in irgend einem anderen Staate der Union: selbst von den über zehn Jahre alten weißen Bewohnern können 62 Prozent nicht schreiben.

Es kommt hinzu, daß Neu-Mexiko auch noch eine starke Indianerbevölkerung hat. Von 195 000 Köpfen sind mindestens 13 000 Vollblutindianer. Dazu gehören nicht nur die Apachen, die auf einer eigenen Reservation leben, und die Navajoes, die ebenfalls eine solche besitzen, sondern auch eine ganze Anzahl von Pueblo-Indianern, die im Gegensatz zu jenen beiden Stämmen friedlich sind, aber auch allem möglichen Aberglauben anhängen.

Viele von den Pueblo-Indianern haben das Christentum zwangsweise schon früh angenommen. Bereits i. J. 1535 kam die erste spanische Eroberungsexpedition unter Führung von Coronado ins Land, der in der üblichen Art der spanischen Konquistadoren vorging, vor allen Dingen also auch die Bekehrung zum Christentum forderte. Diesen Gefallen haben ihm die Pueblo-Indianer getan, nachdem sie eingesehen hatten, daß weder friedliche Unterwerfung noch tapfere Verteidigung sie vor der ewigen Wiederholung dieses Wunsches und vor den

Digitized by Google

schlimmsten Gewalttaten im Falle der Nichterfüllung schützte. So findet man in manchen Dörfern der Pueblo-Indianer – z. B. in Laguna, das von den Spaniern vor mehr als 200 Jahren angelegt wurde und das daher diesen spanischen Namen trägt – kleine katholische Kirchen. Indessen wird den Pueblo-Indianern nachgesagt, daß sie auch heute noch altheidnischem Glauben anhängen und ihre religiösen heidnischen Versammlungen unter strengster Verschwiegenheit außerhalb des Dorfes abhalten.

Das ist eine Erscheinung, die man häufig genug in solchen Gegenden Amerikas trifft, die überwiegend von Mischlingen oder von Indianern bewohnt werden, wenn sie dem Christentum gewaltsam zugeführt wurden. In der Stadt Guadaloupe-Hidalgo, sieben Kilometer nördlich von der Stadt Mexiko, befindet sich ein berühmter Dom mit einem wundertätigen Muttergottesbild, von dem Kopieen überall in ganz Mexiko bis in die entlegensten Dörfer auch völlig heidnisch gebliebener Indianerstämme zu finden sind. Dieser Dom steht vor den Toren der eigentlichen Stadt genau an der Stelle, an der früher ein weithin berühmter aztekischer Tempel ragte. Er dient für gewöhnlich dem katholischen Gottesdienste, und man begegnet dort endlosen Prozessionen auf den Knieen rutschender Männer und Frauen, die Kerzen in der Hand halten und fortwährend Gebete murmeln. Am

Digitized by Google

12. Dezember jedes Jahres aber, dem sogenannten Tage von Guadaloupe, versammeln sich hier regelmäßig fast 100 000 Indianer aus allen Teilen Mexikos, auch aus den entferntesten Winkeln. Da führen sie ihre alten indianischen Tänze mit Gebräuchen noch aus der Zeit der Aztekenherrschaft auf, geschmückt mit der kleidsamen altheidnischen Federtracht, und die katholischen Priester tun sehr klug daran, sie darin nicht im geringsten zu behelligen.

Daß unter den Indianern und Mischlingen Mexikos und des Südwestens der Vereinigten Staaten eine absonderliche Mischung von Aberglauben entstehen muß, wenn sich ein mißverstandener Katholizismus mit alten indianisch-heidnischen Elementen mischt, ist wohl klar. Und so kann es auch nicht wundernehmen, daß unter diesen unwissenden Menschenkindern eine so schreckliche Form selbstvernichtenden Aberglaubens sich bilden konnte, wie ihn die Sekte der „Penitentes" mit ihren Geißlern und ihren Selbstkreuzigern zeigte. –

Übrigens ist die Kreuzigung von Indianern zuweilen auch als Strafe und Marter an ihren Feinden vollzogen worden. So erzählt 1869 J. Roß Browne in seinen „Abenteuern im Apachenlande", daß er in der Nähe des Dorfes Maricopa im Staate Arizona am mittleren Gila auf einem Felsenhügel

Digitized by Google

gegen den Himmel aufragend ein rohes Holzkreuz gefunden habe, an dem der getrocknete Körper eines Apachen hing, welchen der feindliche Stamm der Maricopas zwei Jahre vorher gekreuzigt hatte; das heiße und sehr trockene Klima der dortigen Gegend läßt die Leichen nicht verwesen, sondern trocknet sie vollständig zusammen. Arme und Beine des Gekreuzigten waren mit Stricken an dem Kreuz befestigt, der Kopf war nach vorn gefallen, ein paar lange Haare hingen über das Gesicht herab. Die Maricopas hatten sich nicht zum Christentum bekehrt, aber sie waren wiederholt von Missionaren besucht worden, und aus deren Erzählung mögen sie als die für sie interessanteste Tatsache entnommen haben, daß die Kreuzigung die gefürchtetste Art der Marterung unter den Weißen darstelle. Da die Indianer neue Todesarten gern ausprobieren, so werden sie das Mitglied eines ihnen in den Tod verhaßten feindlichen Stammes gekreuzigt haben, um die Apachen zu warnen, sich in der Nähe der Jagdgründe der Maricopas sehen zu lassen*).

Es sei nebenbei bemerkt, daß auch an anderen Stellen der Erdoberfläche von heidnischen Volksstämmen in den Erzählungen der Missionare mit

*) Siehe J. Roß Browne: Adventures in the Apache Country. London: Sampson Low, Son, and Marston, 1869. p. 104.

Digitized by Google

besonderem Interesse auf die Strafe der Kreuzigung gelauscht wurde. So berichtet z. B. unser alter deutscher Chronist Helmold, der im 12. Jahrhundert seine berühmte „Slaven-Chronik" schrieb, daß die heidnischen Slaven zuweilen ihre christlichen Gegner ans Kreuz schlugen und sie am Kreuze mit ihrem Glauben verhöhnten.

Digitized by Google

7.

Die chinesischen „Sechs Gesellschaften" in San Francisco.

Das Erdbeben, das die Stadt San Francisco am 18. April 1906 in wenigen Minuten in Trümmer legte, machte den weitaus größten Teil der weißen Bevölkerung obdachlos. Völlig ihrer Wohnungen beraubt wurden aber die dortigen Chinesen, d. h. die etwa 10 000 Söhne des Reiches der Mitte, die sich zum großen Mißfallen der Weißen in San Francisco festgesetzt hatten. Sie wohnten sämtlich zusammen in einem kleinen Stadtviertel, in dem nur sie, dagegen keine Weißen zu finden waren, weil der Rassenhaß, den die Amerikaner den Chinesen entgegenbringen, sich zu ganz außerordentlicher Stärke entwickelt hat. Am liebsten möchte man sie aus dem Lande herausjagen; alles, was man tun konnte, um ihnen das Leben unbehaglich zu machen, ist geschehen, und wenn sie nicht so geduldig, unterwürfig und beharrlich wären, würden sie schon lange den Staub eines Landes von ihren Füßen geschüttelt

Digitized by Google

haben, das ihrem Fleiße zwar lohnenden Verdienst ermöglichte, das sie aber zugleich oft genug einer schikanösen und menschenunwürdigen Behandlung unterwarf.

Um so wichtiger war es für die Söhne des Reiches der Mitte, daß sie sich von dem Augenblick an, in dem sie den Boden der Vereinigten Staaten betraten, einer großen landsmännischen Organisation anschließen konnten, die für sie alle von größter Bedeutung ist. Diese Organisation führt den Namen der „Sechs Gesellschaften", entfaltet eine rührige Tätigkeit und übt eine gewaltige Macht aus. Dennoch ist die Presse mindestens des Ostens der Vereinigten Staaten und ganz Europas über sie schlecht oder überhaupt gar nicht unterrichtet, wie man an den Nachrichten sieht, die zuweilen über „sechs chinesische Gesellschaften" gegeben werden; es handelt sich nicht um irgend welche beliebigen chinesischen Gesellschaften, sondern um die chinesischen „Sechs Gesellschaften" von San Francisco.

Der Fremde, der sich in San Francisco von einem Führer durch die Chinesenstadt führen ließ, wurde merkwürdigerweise auf die Tätigkeit und Bedeutung dieser „Sechs Gesellschaften" kaum aufmerksam gemacht. Schon aus äußeren Gründen wäre das empfehlenswert gewesen, denn sowohl Sam Yup und Yung Wo, wie Bong Chow, Wing Yung, Hop

Digitized by Google

Wo und Yan Wo – dies sind ihre Namen – besaßen ein eigenes großes Haus. Vor allen Dingen aber waren und sind sie für das Leben der in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen von der größten Bedeutung – von ihrem Eintreffen in Amerika an bis zu ihrem Tode.

Die „Sechs Gesellschaften" stellen in ihrer Tätigkeit und ihren Zielen eine Art Mittelding zwischen den Kolonisations-Gesellschaften des amerikanischen Ostens, namentlich zu Beginn der Kolonialperiode, und den heute bestehenden Unterstützungsgesellschaften der verschiedenen fremden Nationen dar. Sie haben weder nur den Zweck, wie dies z. B. für die Deutschen Gesellschaften gilt, die Einwanderer ihres Landes mit Rat zu unterstützen und ihnen helfend beizuspringen, wenn es ihnen schlecht ergeht – noch auch beschränkten sie sich darauf, wie dies die ersten Kolonisations-Gesellschaften taten, die Einwanderer nur ins Land zu bringen. Sie vereinigten vielmehr beides und dienen darüber hinaus noch manchem gemeinnützigen Zwecke.

Die chinesische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten ist, wie bekannt, sehr schwach, nachdem das scharfe Chinesen-Ausschluß-Gesetz vom amerikanischen Kongreß zuerst 1882 auf einige Jahre und seither wiederholt angenommen worden war; die Einwanderung chinesischer Kulis ist dadurch ver-

Digitized by Google

boten, während z. B. Kaufleute, Studenten und Gelehrte nach wie vor den Boden der Vereinigten Staaten betreten dürfen. Wer weiß übrigens, ob es nicht dem fortgesetzten Boykott amerikanischer Waren in China oder den Wünschen des überaus mächtigen Großkapitals später einmal gelingen wird, die Wiederaufhebung des Gesetzes zu veranlassen oder es wenigstens so zu durchlöchern, daß es unwirksam wird! Die Vereinigten Staaten werden heute noch unbedingt von den Interessen des industriellen Ostens beherrscht, und dieser ist gegen eine Verminderung seiner Absatzgebiete außerordentlich empfindlich. Kommt also eine Milderung des Beschränkungs-Gesetzes zustande, wie sie verschiedentlich bereits offen gefordert worden ist, so wird die chinesische Einwanderung wieder stark anwachsen, und die Tätigkeit der „Sechs Gesellschaften" wird eine weitere Ausdehnung erfahren.

Schon bevor der chinesische Auswanderer das Land der Mitte verließ, wurde er als Mitglied einer dieser „Sechs Gesellschaften" aufgenommen. Da die meisten Auswanderer den ärmsten Volksschichten angehörten und so gut wie keine Mittel besaßen, waren sie nicht einmal imstande, ihre Überfahrt zu bezahlen, und schon deshalb gezwungen, sich einer der „Sechs Gesellschaften" anzuschließen. Diese übernahm die Überfahrtskosten ganz oder zum

Digitized by Google

Teil, und der Auswanderer ging dafür die Verpflichtung ein, seinen Lohn so lange in die Kasse der Gesellschaft zu zahlen, bis seine Überfahrtskosten gedeckt sein würden.

Dies System gleicht durchaus der Art und Weise, wie die ersten europäischen Kolonisations-Gesellschaften Auswanderer nach Amerika schafften. Als vor 300 Jahren in England die Virginia-Gesellschaft begründet wurde, wurden Hunderte von Männern auf Kosten der Gesellschaft nach Jamestown, ihrer ersten Ansiedelung geschafft, nachdem sie sich verpflichtet hatten, die Kosten für die Überfahrt dort abzuarbeiten, ehe sie irgend welches Eigentum erwerben könnten. Ja selbst dem Mangel an Frauen wurde auf ähnliche Weise abgeholfen, nur daß ihr Überfahrpreis von den sie kaufenden Gatten bezahlt werden mußte, wie ich in dem Aufsatz „Die erste angelsächsische Ansiedlung in Nordamerika" (S. 30ff. dieses Buches) erzählt habe.

Auch die „Sechs Gesellschaften" haben sich nicht nur mit dem Männer-, sondern eine Zeitlang auch mit dem Frauen-Import abgegeben. Indessen soll dieser ein wenig sauberer gewesen sein, denn die eingeführten Chinesinnen waren, wie es heißt, größtenteils Prostituierte, die von Chinesen und Weißen in schrecklicher Weise ausgenützt wurden. Aber auch verheiratete chinesische Frauen sind mit

Digitized by Google

nach Amerika gekommen, und die Bestrebungen, die sich auf den Ausschluß der Chinesen richteten, haben besonders auch zum Ziele gehabt, keine Chinesinnen mehr in das Land kommen zu lassen, um die Vermehrung der Chinesen in Amerika zum Stillstand und zum Rückschritt zu bringen. Wirklich ist das gelungen, denn weiße Frauen erhalten die Chinesen nirgends zur Heirat, schon weil sie ihres Lebens vor der aufgeregten Volksmenge der Weißen nicht sicher sein würden. Soweit die gelben Mannsbilder also nicht zu den wenigen wohlbemittelten Glücklichen gehören, die eine der seltenen Chinesinnen heiraten können, müssen sie notgedrungen ledig bleiben — wenn sie nicht vielleicht eine Negerin dazu bewegen können, die Ehe mit ihnen zu versuchen. Das gibt dann in den Kindern eine fürchterliche Kreuzung...

Jener schmutzige Frauen-Import und die scharfe und oft tyrannische Herrschaft, welche die „Sechs Gesellschaften" über die chinesischen Einwanderer ausübten, ist ihnen mit vollem Recht zum schlimmen Vorwurf gemacht worden. Ebenso unleugbar ist es aber, daß sie auch viel Gutes gestiftet haben. Sie stellen noch heute die Mittelpunkte des gemeinnützigen Lebens der Chinesen in San Francisco, ja der 90 000 jetzt in den Vereinigten Staaten überhaupt lebenden Chinesen dar.

Zunächst sind sie als Unterstützungsvereine tätig,

Digitized by Google

ganz nach Art der deutschen Gesellschaften in den östlichen Häfen, oder der italienischen, französischen und gleichartigen Vereine. Sie nehmen sich der Interessen der eingewanderten Chinesen an, stehen ihnen mit Rat und Tat bei, suchen ihnen Arbeit zu verschaffen und nehmen ihre Ersparnisse zur Aufbewahrung, oder um sie nach China zurückzusenden, entgegen. Den Angehörigen der Auswanderer im Heimatlande lassen sie auf deren Wunsch Briefe zukommen. Sie sorgen für die Bildung des Nachwuchses, der bei dem herrschenden Frauenmangel freilich ein sehr spärlicher ist, indem sie gemeinsam eine chinesische Schule unterhalten, in der die Kinder in den Lehren des Kong-fu-tse unterwiesen werden. Übrigens besteht daneben auch eine chinesische Volksschule mit englischer Unterrichtssprache, die von der Stadtverwaltung von San Francisco unterhalten wird und die von vielen Kindern neben der Schule der „Sechs Gesellschaften" besucht wird; näheres über diese Schule wird in dem nächsten Aufsatz erzählt werden.

Ja selbst über den Tod hinaus lassen die „Sechs Gesellschaften" ihren Landsleuten ihre Fürsorge angedeihen. Es ist für den Chinesen, der sein Vaterland schwärmerisch liebt, ein schrecklicher Gedanke, in fremder Erde begraben zu werden. Ist er so arm, daß seine Familie die Überführung der

Digitized by Google

Leiche nach China nicht bezahlen kann, so kauft er wenigstens chinesische Erde, die in Schiffsladungen von China herübergebracht wird, um sein Grab damit bestreuen zu lassen. Kann die Familie es aber irgend ermöglichen, so läßt sie die Leiche nach China zurückschaffen. Die Leichen werden zunächst beerdigt, und man wartet, bis sie zusammengeschrumpft und verwest sind. Dann werden die Knochen wieder ausgegraben, gereinigt und in Bündeln, mit dem Namen der Toten versehen, nach China zurückbefördert. So gehen von San Francisco jährlich mehrere Schiffe nach China ab, deren ganze Ladung nur aus Chinesenleichen besteht. Jede einzelne ist in eine Kiste verpackt. Die Angehörigen bezahlen für den Transport 30 bis 50 Dollars (120 bis 200 Mark); eine für so sparsame Leute recht hohe Summe.

Die Weißen sind auf die Tätigkeit der „Sechs Gesellschaften" schlecht zu sprechen. Zwar werden sie auch von ihnen vielfach in Anspruch genommen, namentlich sobald chinesische Arbeitskräfte gesucht werden. Denn sie unterhalten einen Arbeitsnachweis, mit dessen Hilfe es möglich ist, falls überhaupt chinesische Kräfte auf dem Arbeitsmarkt zu haben sind, sofort die gewünschte Anzahl von Fabrikarbeitern, Bergarbeitern, Köchen, Hausdienern, Wäschern usw. zu erhalten. Jeder größeren Abteilung pflegt ein Aufseher beigegeben zu sein, der

Digitized by Google

den Verkehr zwischen dem Auftraggeber und den Arbeitern vermittelt und der ein etwas besseres Englisch spricht, als die meisten anderen Chinesen. Was diese, auch nach längerer Anwesenheit in den Vereinigten Staaten, radebrechen, sollte man kaum für möglich halten. Es ist meist ein Kunststück, zu dem die größte Geschicklichkeit gehört, sich mit einem Chinesen zu unterhalten — namentlich da er jedes „r" (das er nicht auszusprechen vermag) durch „l" ersetzt und noch dazu an so viele Worte wie möglich ein „i" anhängt. Er sagt also z. B. nicht „how much?", sondern „how muchee?", nicht „all right!", sondern „ahl likee!" (deutsch geschrieben etwa: leikhie).

Welche Gewalt die „Sechs Gesellschaften" namentlich in früherer Zeit über die chinesischen Einwanderer ausübten, ist erstaunlich. Es war völlig unmöglich, chinesische Arbeitskräfte außer durch ihre Vermittelung zu erhalten. Streitigkeiten zwischen Chinesen wurden durch Richterspruch der „Sechs Gesellschaften", nicht etwa der öffentlichen amerikanischen Gerichte, ausgetragen. Um diese Gewalt zu vermindern oder zu brechen, ließen die kalifornischen Behörden den Einwanderern bei der Ankunft in San Francisco durch einen Dolmetscher klar machen, daß alle von ihnen in China eingegangenen Verpflichtungen in den Vereinigten Staaten ungiltig seien. Vergeblich, denn sofort nach der Ankunft stellten sich

Digitized by Google

die Eingewanderten unter die Botmäßigkeit einer der „Sechs Gesellschaften". Der am 2. März 1899 verstorbene Führer der Deutschen Kaliforniens, Theodor Kirchhoff, der ein unbedingter Anhänger des Chinesen-Ausschlusses war, behauptete, daß selbst diejenigen Chinesen, die sich im Laufe der Zeit eine selbständige Stellung errungen hätten und für eigene Rechnung Geschäfte machten, doch stets der Oberhoheit der „Sechs Gesellschaften" untertan blieben. Eine große Untersuchung, die der Senat des Staates Kalifornien zu Anfang der siebziger Jahre veranlaßte, scheint diese Annahme tatsächlich zu bestätigen.

Denn trotz einer Unmenge von Zeugen, die vernommen wurden, gelang es nicht, den geheimnisvollen Schleier völlig zu lüften, der den Anteil der „Sechs Gesellschaften" an der Chinesen-Einwanderung verhüllte. Die Gesellschaften leugneten durchaus, daß sie den Einwanderern das Reisegeld vorschössen, um sie dadurch in eine abhängige Stellung zu bringen, und behaupteten vielmehr, daß das Reisegeld in der Regel von den Angehörigen der Einwanderer in China aufgebracht würde. Doch erhoben sich die lebhaftesten Zweifel, ob es diesen in der Tat möglich sei, das Reisegeld, das sich in allen Fällen für den einzelnen auf über 150 Mark stellte, aufzubringen, da die Einwanderer durchweg den allerärmsten Klassen der Provinz Canton angehörten.

Digitized by Google

Übrigens ergab sich, daß jede der „Sechs Gesellschaften" einen Bezirk dieser Provinz vertrat, und daß die Einwanderer sich stets unter die Botmäßigkeit derjenigen Gesellschaft stellten, die den Bezirk ihrer engeren Heimat repräsentierte.

Wie weit die Macht der „Sechs Gesellschaften" ging, erkannte man auch aus der von jener Senats-Kommission aufgedeckten Tatsache, daß die große Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die den Verkehr zwischen Hongkong und San Francisco vermittelte, keinen Chinesen nach dem Reich der Mitte zurückbeförderte — selbst gegen das Anerbieten erhöhten Reisegeldes nicht — wenn er nicht einen Erlaubnisschein mit dem Siegel derjenigen Gesellschaft vorweisen konnte, zu der er gehörte! Denn nur dieser Erlaubnisschein, der übrigens den hohen Preis von 5 Dollars (20 Mark) kostete, wurde als Beweis angesehen, daß der Rückwanderer alle Schulden an seine Gesellschaft bezahlt hatte.

Ja, es wird sogar behauptet, daß die Macht der „Sechs Gesellschaften" noch weiter ging. Entzog sich nämlich ein Chinese ihrer Botmäßigkeit oder kam er seinen Verpflichtungen gegen sie nicht nach, so soll nicht selten an den Straßenecken des Chinesenviertels ein Maueranschlag der geheimen Feme „Hip Yee Tong" erschienen sein, worin so und so viele hundert Dollars für die Ermordung des Betreffen-

Digitized by Google

den ausgesetzt wurden. Solche Aufforderungen zu Mord und Todschlag sind auch sonst im Chinesenviertel in früheren Zeiten keine Seltenheit gewesen — jetzt sind sie wohl schon lange nicht mehr vorgekommen.

Übrigens scheint es, daß verschiedene Versuche, die „Sechs Gesellschaften" in unrechtmäßigen Geschäften (wie z. B. dem Verkauf von Frauen) oder in rechtmäßigen Maßnahmen zu stören (denn auch in solchen Dingen hat man sie nicht selten schikaniert), von der Polizei sehr selten mit wirklicher Energie durchgeführt wurden. Kirchhoff behauptete z. B. stets, daß die Dollars der kapitalkräftigen „Sechs Gesellschaften" der hochlöblichen Polizei von jeher „ein Heilpflaster für das Gewissen" gewesen seien. Man habe zwar ab und zu einmal mit großem Geschrei ein paar Chinesen verhaftet, nach Zufriedenstellung des Publikums aber alles wieder beim alten gelassen.

Trotz alledem kann nicht geleugnet werden, daß die Tätigkeit der „Sechs Gesellschaften" manche Seite aufweist, die den chinesischen Einwanderern zu großem Segen geworden ist. In einem Lande, dessen Bewohner und dessen Gesetze dem Fremdling von gelber Hautfarbe mit so erbitterter Feindschaft begegnen, muß es für diesen eine große Beruhigung sein, sich an eine Gruppe von Landsleuten anschließen zu

Digitized by Google

können, die, so sehr sie ihn auch ausbeuten mag, doch seine nationale und religiöse Eigenart schont und stärkt.

So sind denn Bedeutung und Ansehen dieser chinesischen „Sechs Gesellschaften", wie leicht zu verstehen ist, erheblich größer, als Ansehen und Bedeutung irgend eines Klubs oder einer Unterstützungsgesellschaft eines anderen Volkes. Der feste Zusammenhang, der die Chinesen auch im Auslande aneinander schließt, kommt in der Tätigkeit dieser Organisationen zum glänzendsten Ausdruck.

Digitized by Google

8.

Ein Besuch in der chinesischen Volksschule von San Francisco.

Die Vereinigten Staaten mit ihrem bunten Völkergemisch haben die schwere Aufgabe zu lösen, aus diesen unzähligen Splittern der verschiedensten Völker und Nationen eine einheitliche Masse zu bilden. So sehr ihre einzelnen Glieder durch Abstammung, Gesichtsbildung, Gewohnheiten usw. voneinander abweichen mögen, so sollen sie doch durch gemeinsames Nationalgefühl und durch dieselbe Art, die Aufgaben des Landes zu erfassen, verbunden werden. Der Amerikaner fördert daher alle Dinge, die zu dieser Entwickelung beitragen können, mit so großer Energie, ja mit solcher Überstürzung, daß manche unangenehmen Folgen nicht ausgeblieben sind. So wird das Band zwischen den Einwanderern fremder Nationalität und ihren Kindern durch diese übertriebenen Amerikanisierungs-Bestrebungen oft übermäßig gelockert, ja häufig ganz zerrissen.

Digitized by Google

Aber der Yankee macht mit diesen Bestrebungen an einem bestimmten Punkte Halt: sobald er es nämlich mit Farbigen zu tun hat. Seine theoretische Schwärmerei für die Menschenrechte vereinigt sich in der Praxis mit einer merkwürdigen Selbstverständlichkeit in der Verachtung farbiger Menschenrassen, ja mit einem förmlichen Haß gegen diese. Im Nordosten der Vereinigten Staaten mit ihrer ganz überwiegend weißen Bevölkerung spürt man davon allerdings wenig. Sobald man aber in die ehemaligen Sklavenstaaten des Südens kommt, sieht man auf Schritt und Tritt die schroffsten Beispiele dieser Verachtung und dieses Hasses. Und mit derselben Schärfe tritt das in den westlichen Staaten hervor, die neben der weißen und neben Spuren schwarzer Bevölkerung auch einige Zehntausende der gelben Rasse beherbergen.

Es hängt mit dieser Erscheinung zusammen, daß die Schulpflicht nur in solchen Staaten der Union gesetzlich eingeführt zu sein pflegt, die weder schwarze noch gelbe Bevölkerung in nennenswerter Menge aufweisen. Wie es zur Zeit der Sklaverei verboten war, einem Schwarzen Lesen und Schreiben beizubringen, sehen viele Weiße in den Südstaaten es noch heute außerordentlich ungern, wenn dem Neger irgend welche Bildungsbestrebungen zugute kommen; und ganz dasselbe gilt im Westen hin-

Digitized by Google

sichtlich der gelben Rasse. Daß diese Gegnerschaft recht unklug ist, soll hier nicht erörtert werden.

Glücklicherweise haben Leute, deren Gedanken etwas weiter gehen oder deren Gefühl sie zu Menschenfreunden gemacht hat, gegen solche Verhinderung der Weiterbildung der schwarzen, der roten und der gelben Rasse protestiert. Ein Ergebnis solcher Proteste ist die im Jahre 1872 erfolgte Gründung einer chinesischen Volksschule in San Francisco.

San Francisco, heute die größte Stadt Kaliforniens, hat bekanntlich eine besonders schnelle Entwickelung erfahren.*) Noch im Jahre 1848, als die Amerikaner sich Kalifornien aneigneten, war es nur ein Nest von 500 Einwohnern — heute zählt es deren etwa 400 000, und unter diesen 400 000 Köpfen befinden sich gegen 10 000 Chinesen. Der große Menschenmangel, der sich in allen westlichen Staaten der Union bemerkbar machte, hatte dazu geführt, daß im ganzen etwa eine drittel Million Chinesen, ausgezeichnete und billige Arbeitskräfte, in das Land gekommen waren. Sie waren fast sämtlich in dem unvergleichlich günstigen Hafen San Francisco gelandet. So hatte sich der ganze Strom der gelben Einwanderer von hier aus über die Vereinigten Staaten ergossen — bis das bekannte Chinesen-

*) Vergl. den Aufsatz „Aus der ersten Geschichte der Stadt San Francisco" (S. 40—69 dieses Buches).

Digitized by Google

Ausschluß-Gesetz weiteren Zufluß fernhielt. Natürlich war nur ein kleiner Teil der 300 000 Chinesen in San Francisco geblieben, der weitaus größere hatte sich über das ganze Land verstreut. Man findet heute auch in sämtlichen Staaten des Ostens Chinesen, namentlich als Wäscher und als Bediente.

Immerhin waren etwa 25 000 Chinesen in San Francisco geblieben, wo sie sich in einem bestimmten Teile der Stadt – wie die Juden früherer Jahrhunderte im Ghetto – zusammendrängten. Heute ist diese Zahl von 25 000 auf 10 000 zusammengeschmolzen, da eben infolge des Chinesen-Ausschluß-Gesetzes weiterer Nachschub nicht mehr ins Land darf und die Eingewanderten größtenteils aus Männern bestanden. Die Zahl der Kinder ist daher verhältnismäßig klein, nur selten sieht man eins in den Straßen von San Francisco.

Obwohl die Stadtverwaltung nun ein ausgedehntes System von Volksschulen für die Weißen geschaffen hatte, hat sie sich erst spät dazu bereit erklärt, auch den chinesischen Kindern die Wohltat der Volksschule angedeihen zu lassen. Selbstverständlich aber dürfen diese nicht die Volksschulen besuchen, in die die übrigen Einwohner ihre Kinder schicken – vielmehr ist eine besondere Volksschule für Chinesenkinder ins Leben gerufen worden. Auf einer Studienreise durch die Vereinigten Staaten

habe ich anfangs des Jahres 1905 — meines Wissens als erster Reichsdeutscher — diese Volksschule für Chinesenkinder in San Francisco besucht.

Im Schweiße meines Angesichts stieg ich den größten der zum Teil recht steilen Hügel hinan, auf denen San Francisco in die Höhe wächst. Eine Cable car (Drahtseilbahn) würde mich schließlich auch an Ort und Stelle gebracht haben, aber erst nach mehrmaligem Umsteigen, so daß ich den Weg auf meinen eigenen Füßen vorzog, der es mir ermöglichte, das Straßenleben besser zu beobachten. Aus dem einförmigen Gewirr der zum überwiegenden Teil noch aus Holz gebauten amerikanischen Häuser kam ich bald in eine ärmlichere Gegend, in der mir häufig Chinesen, die meisten in ihrer Nationaltracht, die sie auch in Amerika nicht so leicht ablegen, begegneten. Ich hatte „Chinatown" schon abends spät besucht, begleitet von einem sachkundigen Führer. Das Leben des Chinesenviertels bei Tage und bei Nacht unterscheidet sich aber eben so stark, wie das Leben irgend einer europäischen Großstadt zur Tages- und Nachtzeit, und so boten mir die Straßen jetzt, im Tageslicht, ganz neue Eindrücke dar.

Bald hatte ich das eine der drei Häuser erreicht, in denen die Volksschule für Chinesenkinder untergebracht ist. Schon an dem Lärm, der mir daraus entgegenschallte, konnte ich entnehmen, daß

Digitized by Google

ich am Ziele war. Offenbar war Freiviertelstunde, und die vielen kleinen gelben Gestalten mit und ohne Zöpfchen, durch die ich mich drängte, schienen sich ihrer Lebenslust in vollem Maße hinzugeben. Leider war die Unterrichtszeit für die Kleinen bald beendet — aber an dem Unterricht einer Klasse für etwa 12jährige Knaben konnte ich noch eine Zeitlang teilnehmen.

Es ging ziemlich lebendig dabei her, und ich erkannte bald, daß die größte Schwierigkeit, die die Lehrerinnen in der Chinesenschule zu überwinden haben, die Neigung der Kinder zum beständigen Schwatzen ist. Die Unterrichtssprache ist englisch, die Lehrkräfte gehören ohne Ausnahme der weißen Rasse an. Selbstverständlich sind es Lehrerinnen und nicht Lehrer, wie ja in der ganzen Union fast drei Viertel aller im Lehrberuf beschäftigten Personen dem weiblichen Geschlechte angehört. Im allgemeinen wurden die Damen mit den Kindern ganz gut fertig — eben bis auf die Schwatzhaftigkeit, die übrigens einen natürlichen Entstehungsgrund hat. Die meisten Chinesenkinder besuchen nämlich nicht nur die amerikanische Volksschule, in der die Unterrichtsfächer nach amerikanischem Muster zusammengestellt sind, sondern sie gehen außerdem noch in eine eigentlich chinesische Schule, die aber natürlich nicht von der Stadt Francisco unterhalten wird. Vielmehr ist sie Eigentum der

Digitized by Google

„Sechs Gesellschaften", einer chinesischen Organisation, die im Leben der Chinesen in Amerika eine große Rolle spielt.*)

Die Tagesarbeit der Kinder wird dadurch eine recht reichliche und kann nur von einem so überaus fleißigen Volke verlangt werden, wie die Chinesen es sind. Die Kleinen besuchen nämlich von 9 bis $2^1/_2$ Uhr die amerikanische Volksschule, dann begibt sich etwa die Hälfte von ihnen in die chinesische Schule hinüber, um hier weiter bis 4 Uhr unterrichtet zu werden. Dann erst geht es nach Hause zum Essen — aber schon um 5 Uhr sitzen sie wieder in der chinesischen Schule, um dort bis 8 Uhr abends zu bleiben. Diese Kinder haben also einen zehnstündigen Schularbeitstag, wogegen sich unsere Jugend, und die amerikanische Jugend noch viel mehr, bitter auflehnen würde. Es wäre dabei ganz falsch, zu glauben, daß nur ein kleiner Teil der Chinesenkinder die Schule besucht. Vielmehr wird übereinstimmend versichert, daß der Bildungstrieb der chinesischen Bevölkerung ein großer ist und daß mehr als drei Viertel aller chinesischen Kinder in irgend eine Schule, wenn auch unter Umständen nur in eine chinesische Privatschule, geht.

Daß die chinesische Schule der „Sechs Gesell-

*) Siehe den Aufsatz „Die chinesischen ‚Sechs Gesellschaften' in San Francisco" (S. 121—133 dieses Buches).

Digitized by Google

ſchaften" die Kinder ſo ſchwatzhaft macht, hat ſeine Urſache darin, daß ſie dort alle gleichzeitig dem Lehrer vorleſen oder nachſprechen müſſen. Die Schriften des Kong-fu-tſe, die ja die Grundlage des chineſiſchen Gedankenkreiſes bilden, werden ihnen hier von früher Jugend auf beigebracht – etwa wie die weißen Völker ſich an die Bibel und ihren Wortlaut klammern.

Recht intereſſant iſt es, zu beobachten, wie der Amerikaniſierungs-Prozeß, dem die Einwanderer in den Vereinigten Staaten ſo bald unterliegen, auch hier unter den Chineſen, dem zäheſten Volke der Erde, ſeine Fortſchritte macht. Schon in der Namengebung ſpricht ſich das aus. Wir finden neben echten chineſiſchen Namen, von denen der erſte den Familiennamen darſtellt, wie z. B. Ning Wah oder Yung Lin, eine ganze Anzahl von Kindern, deren erſter Name einen amerikaniſchen Vornamen darſtellt, wie z. B. Harry Lee (der chineſiſche Name Li, engliſch geſchrieben) oder Elliot Lee oder Young Ling oder Louis Lun. Um ſich ſowohl bei den Lehrerinnen der amerikaniſchen Volksſchule, wie bei den Lehrern der Schule der „Sechs Geſellſchaften" angenehm zu machen, pflegen auch Schüler und Schülerinnen in ihrer Kleidung zu wechſeln: ſie erſcheinen an einen Tage in chineſiſcher Kleidung, am nächſten in amerikaniſcher. Ja ſelbſt der größte Sprung, den ein Chineſe

Digitized by Google

in einen fremden Kulturkreis machen kann, ist von manchen dieser Kinder ausgeführt worden: sie haben sich den Zopf abgeschnitten und erscheinen mit kurz geschorenem Kopfe.

Der Schulbesuch der Chinesenkinder ist ein sehr regelmäßiger. Wie schon gesagt, sollen die chinesischen Eltern alle den ausgesprochenen Wunsch haben, ihren Kindern Erziehung und Bildung mitzugeben. Ist ein Kind am Schulbesuch verhindert, so wird es sicherlich am nächsten Tage einen Entschuldigungszettel bringen. Da die Eltern vielfach der englischen Sprache, jedenfalls aber der lateinischen Schrift nicht mächtig sind, so schreiben die Kinder sich ihren Entschuldigungszettel meist selbst, und die Eltern unterpinseln ihn mit ihren chinesischen Krakelfüßen. Daß solche Entschuldigungszettel zum Teil ebenso komisch sind, wie die europäischen, läßt sich bei dieser Sachlage leicht denken; ein paar scherzhafte Beispiele nahm ich mit und bewahre sie zu Hause in meinen Sammlungen auf.

Übrigens dürfen die Kinder die chinesische Schrift nicht vernachlässigen. Dafür sorgt die Schule der „Sechs Gesellschaften", wenn nicht schon der Nationalstolz der Chinesen. Ein paar 12- und 13jährige Jungen legten vor mir Zeugnis von ihrer Fertigkeit ab, indem sie an der Schiefertafel mit Kreide ihren eigenen Namen und eine Anzahl

Digitized by Google

anderer chinesischer Worte mit unglaublicher Geschwindigkeit von oben nach unten hinwarfen. Daß die kleinen gelben Kerlchen aber auch imstande sind, in den meisten Unterrichtsfächern der amerikanischen Volksschule durchaus Gutes zu leisten, bestätigten mir die Lehrerinnen, wie ich mich zum Teil auch selbst davon überzeugen konnte. Recht interessant war mir gerade hier der in amerikanischen Schulen häufig unternommene Versuch, die Kinder Blumen und andere Natur- oder Kunst-Gegenstände frei zeichnen und farbig ausführen zu lassen. Ich besitze einige solcher Buntzeichnungen von Chinesenkindern, zum Beispiel eine Orchidee, die ein 13jähriger Zopfträger prächtig ausgeführt hat.

Bevor ich die Schule verließ, gab mir eine längere Unterhaltung mit einer der Lehrerinnen viel zu denken. Die Dame erzählte mir, daß sie und ihre sämtlichen Kolleginnen ursprünglich mit starkem Vorurteil gegen die Chinesenkinder an ihr Werk gegangen seien, weil eben die Abneigung der Amerikaner gegen die Chinesen keine Grenzen kennt. Jetzt aber seien sämtliche Lehrerinnen Feuer und Flamme für ihre Tätigkeit. Wirklich versicherte mir mehr als eine, daß sie die chinesischen Kinder lieber unterrichtete als die amerikanischen. Gewiß hätten auch erstere ihre Schattenseiten — namentlich seien sie schwatzhaft und nicht sehr wahrheitsliebend.

Digitized by Google

Andererseits seien sie aber nicht nur durchaus ehrlich und würden zum Beispiel niemals auch nur das kleinste Geldstück stehlen, sondern sie seien auch in ihrem ganzen Wesen freundlich, liebenswürdig, zutunlich und ganz besonders gehorsam – ein Lob, das man der amerikanischen Jugend nicht sehr häufig erteilen kann. Bei der unbedingten Bewunderung, die sehr viele amerikanischen Eltern vor jeder Eigenart und – Unart ihrer Sprößlinge empfinden, kann sich etwas, das nur entfernt so aussieht wie Gehorsam, unmöglich entwickeln, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn viele amerikanische Kinder vom 6. bis zum 16. Jahre für den zivilisierten Mitteleuropäer kaum etwas Anziehendes haben. Erst später werden ihnen die allzu scharfen Kanten vom Leben allmählich abgeschliffen – leider nicht alle – und die, die stehen bleiben, bilden zu dem sonst so sympathischen Charakterbilde des echten Amerikaners manche bedauerliche Schattenseite; die Rücksichtslosigkeit ist vielleicht die schlimmste unter ihnen.

Daß die chinesischen Kinder in allen diesen Dingen sich von den amerikanischen stark unterscheiden müssen, ist selbstverständlich. Ist doch das Familienleben des Reiches der Mitte auf die unbedingte Autorität des Familienoberhauptes und auf die größte Pietät gegenüber den Eltern gegründet. Deshalb haben auch die Lehrerinnen der amerikanisch-

Digitized by Google

chinesischen Volksschule in San Francisco so gar nicht über Unbotmäßigkeiten zu klagen. Vielmehr rühmen sie besonders, daß die chinesischen Eltern den Lehrerinnen fast immer recht geben, wenn diese sich wegen irgend einer besonderen Unart oder wegen Schulschwänzens eines Kindes an sie wenden. Mit einem resignierten Seufzer meinte die Lehrerin, mit der ich mich hierüber unterhielt: „Von meinem eigenen Volke kann ich das leider nicht sagen."

So war die lehrreichste Frucht meines Besuches in der chinesischen Volksschule von San Francisco die Überzeugung, daß die nähere Berührung zweier verschiedener Rassen dahin wirkt, besseres Verständnis zwischen beiden zu erwecken und gegenseitigen Haß in Gerechtigkeit umzuwandeln. Ich habe später noch oft an diesen Besuch zurückgedacht, wenn ich mit weißen Männern und Frauen in Amerika sprach, die Beruf oder Neigung in die Bildungsbestrebungen für die farbigen Rassen geführt hatte.

Digitized by Google

9.

Die Vereinigten Staaten und die gelbe Rasse.

Zwischen den Vereinigten Staaten und Japan ist im Jahre 1906 schwere Mißstimmung ausgebrochen. Japanische Robbenschläger sind bei Alaska von Amerikanern rücksichtslos niedergeschossen, den japanischen Kindern sind die Volksschulen der Stadt San Francisco verschlossen worden; das japanische Volk aber, dessen Selbstbewußtsein und Empfindlichkeit noch erheblich gewachsen sind, seit es ihm gelungen, den russischen Goliath niederzuringen, will sich solche Behandlung nicht gefallen lassen. Andererseits sind die Amerikaner auf die Japaner schlecht zu sprechen, weil diese unter der Hand den amerikanischen Einfluß in Ostasien zurückzudrängen suchen, vor allem aber, weil die Zahl der japanischen Einwanderer nach den Vereinigten Staaten sich in den letzten Jahren beängstigend gemehrt hat. Schon ist deshalb von der Union versucht worden, die Einwanderung von Japanern durch gesetzliche Maß-

Digitized by Google

nahmen einzuschränken; indessen ergießt sich die gelbe Flut noch immer ins Land – wenn auch zum Teil auf heimlichen Wegen, wie z. B. über die kanadische und mexikanische Grenze. Jedenfalls ist die Atmosphäre so fühlbar gespannt, daß Ausschreitungen in der nächsten Zeit nicht ausgeschlossen sind und daß alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß Japan und die nordamerikanische Union innerhalb der nächsten Jahre die Waffen kreuzen werden.

Die Vereinigten Staaten sind damit zu ihrer größten Überraschung durch die empfindlichen kleinen Japaner fast über Nacht vor ein schweres Problem gestellt worden. Bisher haben sie es bei ihrem Verkehr mit der gelben Rasse nur mit Chinesen zu tun gehabt, und mit diesen sind sie wenigstens insofern leicht fertig geworden, als die Söhne des Reiches der Mitte sich – namentlich im fremden Lande – so gut wie alles gefallen lassen. Bei den reizbaren und energischen Japanern ist man aber mit dem Versuch, ein ähnliches Verfahren einzuschlagen, an die falsche Adresse geraten. Die Chinesen ließen es sich ruhig gefallen, daß man ihre Kinder von der Aufnahme in die allgemeine Volksschule zurückwies; ja, sie wußten es als einen Vorzug zu schätzen, daß die Stadtverwaltung von San Francisco für sie eine besondere Schule schuf. Die Japaner aber wollen nicht zu Menschen zweiter

Digitized by Google

Klasse degradiert sein, sie fordern ohne weiteres, daß man ihre Kinder auf denselben Schulbänken sitzen lasse wie die amerikanischen Kinder, und sie zwingen damit die Regierung der Vereinigten Staaten, über die Lösung eines Problems nachzudenken, das für alle weißen Völker, die mit der gelben Rasse in Berührung kommen, von größter Wichtigkeit ist.

Dieses Problem lautet einfach: Soll man der gelben Rasse die ungehinderte Einwanderung in die Länder der weißen Völker gestatten? und wenn nicht — wie kann man den weiteren Zuzug gelber Menschen verhindern?

Bekanntlich haben Australien, Britisch Kolumbien und die Vereinigten Staaten diese Fragen dahin beantwortet, daß sie die Einwanderung chinesischer Kulis verboten, weil sie mit ihrer Bedürfnislosigkeit unbesiegbare Konkurrenten der weißen Arbeiter sind. Aber man hat bei Erlaß dieser Gesetze nur an die Chinesen gedacht und nur diese genannt, weil man es damals gar nicht für möglich hielt, daß die Japaner auch einmal eine starke Auswanderung entwickeln könnten. Japan hatte seit 1853 — also seitdem es, nach zweieinhalb Jahrhunderten unbedingtester Abgeschlossenheit, mit weißen Völkern überhaupt wieder in Berührung trat — mit seiner inneren Neuschöpfung so viel zu tun, daß es Menschen gar nicht zu entbehren vermochte. Seitdem es aber

Digitized by Google

überraschend schnell das rein Äußerliche der europäischen Kultur übernommen hatte, fing es mehr und mehr an, eine starke Auswanderung nach den verschiedenen Ländern Ostasiens und dann auch nach den Vereinigten Staaten zu entsenden.

Bis zum Jahre 1890 war die japanische Einwanderung in die Vereinigten Staaten so schwach, daß man sie überhaupt nicht besonders zählte. In den zehn Jahren 1891 bis 1900 sind dann 26 855 japanische Einwanderer in den Vereinigten Staaten gezählt worden, in den fünf Jahren darauf (1901 bis 1905) sogar 64 102. Vergleichsweise sei erwähnt, daß in denselben fünf Jahren die chinesische Einwanderung infolge der scharfen Gesetze, die sie beschränken, nur 12 792 Köpfe umfaßte. Die Zahl der Japaner in den Vereinigten Staaten beträgt sonach bereits annähernd ebensoviel wie die der Chinesen: etwa 90 000 Köpfe.

Der Yankee will aber in seinem Lande keine gelben Menschen haben. Er ist schon gegen die weißen Einwanderer unliebenswürdig genug, und seine Einwanderungs-Gesetzgebung hat in den letzten Jahren deutlich genug gezeigt, daß er den weiteren Zufluß von Italienern, von Slawen, von russischen Juden und von Südost-Europäern fernhalten möchte. Die erbitterte Stimmung gegen die japanische Einwanderung stammt daher nicht erst aus

der letzten Zeit – nur ist sie eben in Europa bis zum Oktober 1906 völlig übersehen worden. Wer den westlichen Teil der Vereinigten Staaten bereist hat, weiß, wie scharf man dort darüber schon seit Jahren denkt. Ich habe es bei meinem Aufenthalt in Kalifornien wiederholt erlebt, daß über die japanische Einwanderung, die über Hawaii und Honolulu ins Land flutete, ebenso scharf geurteilt wurde wie über die chinesische, die den Amerikanern über alles Maß verhaßt ist. Die kalifornischen Zeitungen brachten sehr häufig Notizen und Aufsätze, möglichst mit Abbildungen, die auf diese „gelbe Gefahr" aufmerksam machten.

Dabei ist die Beschäftigung vieler Japaner, die in die Vereinigten Staaten einwandern, ganz verschieden von der der eingewanderten Chinesen. Der Chinese ist in der Regel Feldarbeiter oder Zigarrenarbeiter, Dienstmädchen oder Waschfrau (obwohl fast immer männlichen Geschlechts); er unterbietet also den amerikanischen Arbeiter. Die einwandernden Japaner aber bestehen nur zum Teil aus Arbeitern, während der andere Teil sich aus Kaufleuten zusammensetzt, die mit einem kleinen Laden anfangen oder einen solchen auch erst nach mehreren Monaten begründen, während deren sie ihren Lebensunterhalt etwa als Diener erwerben und sich auf dem fremden Boden erst einmal orientieren. Haben sie aber erst einen Laden eröffnet, so wird er auch schnell er-

Digitized by Google

weitert. Man kann in den japanischen Läden in San Francisco, in Los Angeles usw. die entzückendsten japanischen Lack- und Email-Arbeiten, Bronzen usw. kaufen. Und bei seinem großen Fleiß und seiner geschäftlichen Pfiffigkeit kommt der Japaner nicht nur mit solchen Spezialgeschäften, sondern auch mit anderen kaufmännischen Geschäften gut vorwärts. Was Wunder, daß der Amerikaner auf ihn erbost ist — und nicht nur der geborene Amerikaner, sondern auch die eingewanderten Weißen; in der Feindschaft gegen die Gelben sind sie untereinander einig, wenn sie auch im übrigen häufig gegeneinander stehen. Es ist überaus bezeichnend, daß die Vereinigten Staaten die Angehörigen jedes weißen Volkes unter bestimmten Voraussetzungen zur Erwerbung des Bürgerrechtes zulassen, daß sie aber Chinesen, Japaner, Koreaner — überhaupt Angehörige der gelben Rasse — grundsätzlich davon ausschließen.

Das Gefährlichste an der Lage ist jedoch, daß der Amerikaner sich seit Jahrzehnten gewöhnt hat, den Chinesen so verächtlich und so gewaltsam zu behandeln, daß die Hefe des Volkes, die bei Straßenunruhen den Ton angibt, die größte Neigung zeigt und sie schon wiederholt betätigt hat, gegen die Japaner ähnlich vorzugehen. Der irische Demagoge Dennis Kearney, der vor etwa drei Jahrzehnten die großen kalifornischen Arbeiterunruhen

Digitized by Google

hervorrief, wurde durch die sogenannten „Sand Lot Speeches“ (Reden auf einem großen sandigen Platze in San Francisco) berühmt, in denen er gegen die Chinesen donnerte und die er stets mit dem Satze schloß: „The Chinese must go – die Chinesen müssen fort!“ Die Erregung der Bevölkerung wurde schließlich so groß, daß Ende Juli 1877 in San Francisco sehr ernsthafte Straßenkrawalle entstanden, die hauptsächlich von den berüchtigten „Hoodlums“ (dem kalifornischen Straßengesindel) veranstaltet wurden. Es war klar, daß es auf die Chinesen abgesehen war; diese hatten sich daher im Chinesenviertel förmlich verschanzt. Erst als nach mannigfachen Brandstiftungen sich noch das Gerücht verbreitete, daß die Docks einer großen Schiffahrts-Gesellschaft, die viele chinesische Einwanderer ins Land brachte, mitsamt ihren Schiffen in Brand gesteckt werden sollten und daß man den Dampfer „Tokio“, der mit chinesischen Kulis unterwegs war, bei der Ankunft erstürmen und alle an Bord befindlichen Chinesen ermorden wollte – erst da wurden sich die anständigen Teile der Bürgerschaft von San Francisco der Gefahr bewußt, die in diesem Treiben des Straßengesindels lag. Man bildete einen Sicherheits-Ausschuß; dieser mußte aber den Hoodlums erst förmliche Schlachten liefern, ehe man die Bewegung zu unterdrücken vermochte.

Digitized by Google

Dennoch liebte man die Chinesen natürlich durchaus nicht. Vielmehr tat man alles, um sich die weitere Einwanderung aus China vom Halse zu halten. Die im Lande befindlichen Chinesen wurden nach allen Regeln der Kunst schikaniert; sie wurden mit oder ohne Grund verhaftet und wie ein Rattenkönig, die Zöpfe aneinander gebunden, ins Gefängnis geführt — ja, man erließ Verordnungen, daß ihnen vor dem Eintritt ins Gefängnis der Zopf abgeschnitten werden sollte, obwohl er dem Chinesen bekanntlich als unentbehrlich gilt, um in den Himmel zu kommen. Viele solcher Schikanen wurden von dem Bundesgericht der Vereinigten Staaten, dessen Entscheidung die chinesischen „Sechs Gesellschaften" anriefen, für ungesetzlich erklärt. Aber die Anti-chinesen-Bewegung ergriff immer weitere Kreise. In Kalifornien und in den westlichen Staaten überhaupt waren fast alle Weißen darin einig, und bei den Massenversammlungen, die das Verbot weiterer chinesischer Einwanderung forderten, präsidierten nicht selten die Gouverneure der betreffenden Staaten unter Teilnahme der obersten staatlichen und städtischen Behörden.

Indessen konnte ein Gesetz gegen die chinesische Einwanderung erst im Jahre 1879 in beiden Häusern des Parlaments in Washington durchgebracht werden. Aber es wurde von dem

Digitized by Google

Präsidenten Hayes mit dem Veto belegt, weil es mit dem noch in Geltung befindlichen Burlingame-Vertrag zwischen China und den Vereinigten Staaten in Widerspruch stand. Erst als dieser Vertrag im Jahre 1881 durch einen anderen ersetzt worden war, konnte die Miller-Bill oder die Antikuli-Bill, wie sie auch genannt wird, 1882 angenommen werden und in Kraft treten. Sie verbot die Einwanderung chinesischer Kulis, während sie chinesischen Studenten, Gelehrten und Kaufleuten die Einwanderung gestattete. In Rücksicht auf den scharfen Widerspruch Chinas wurde die Antikuli-Bill zunächst nur auf 10 Jahre angenommen; aber sie wurde 1892 wie auch 1902 trotz des Widerspruchs der chinesischen Regierung abermals auf je 10 Jahre verlängert. Im Jahre 1912 wird China aber wohl nicht mehr nur einen so lauen Widerstand entwickeln.

Die Kopfzahl der Chinesen in den Vereinigten Staaten geht infolge der Unterbindung des frischen Zustroms beständig zurück: sie betrug früher eine Zeitlang schon mehr als eine Viertelmillion, während sie jetzt auf 90 000 gesunken ist. Dennoch sind Unruhen gegen die Chinesen auch in der Zwischenzeit nicht ausgeblieben, und es macht dem Mob aller Städte einen Riesenspaß, wenn er die Zopfträger ärgern oder gar mißhandeln kann. In San Francisco war es lange Zeit ein beliebter Sport

Digitized by Google

der Straßenjugend, nach Chinesen mit Steinen zu werfen, wobei dann der eine oder andere durch einen Steinwurf getötet wurde. Dies hat z. B. Bret Harte, der ausgezeichnete Kenner Kaliforniens, in einer seiner kalifornischen Erzählungen geschildert. Die Feststellung durch den Leichenbeschauer hat übrigens in solchen Fällen niemals ergeben, daß ein Mord vorlag, sondern der betreffende Chinese ist stets „aus unbekannter Ursache" Todes verblichen.

Die greulichste Chinesenhetze fand im September 1885 in den Kohlenbergwerken von Rock Springs in Wyoming statt. Die Chinesen wurden hier wie eine Herde Schafe zusammengetrieben und mißhandelt. 28 fanden dabei ihren Tod, viele andere wurden verwundet, ihre Hütten niedergebrannt, scheußliche Ausschreitungen verübt.

In China hat man sich diese Dinge ruhig gefallen lassen. Wenigstens ist es äußerlich bei Protesten der chinesischen Gesandtschaft geblieben. Daß aber trotz des Gleichmutes des chinesischen Volkes auf die Dauer eine so verächtliche Behandlung seiner Angehörigen nicht ruhig hingenommen wird, zeigt die tiefe Mißstimmung, die gerade gegen die Amerikaner in China herrscht; der Boykott amerikanischer Waren, der vielfach in China in den letzten Jahren durchgeführt wurde, ist nur ein Zeichen dafür — ein Zeichen, dessen Tragweite wohl in den Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten wie in Europa zu wenig beachtet wird.

Die Japaner aber würden sich, falls ihren Volksangehörigen wiederholt eine ähnliche Behandlung geboten werden sollte, dies sicherlich nicht gefallen lassen. Sie würden vielleicht mit ähnlichen Ausschreitungen in Japan antworten. Vor allen Dingen würde ihre Diplomatie, die ja eine viel größere Rolle spielt als die chinesische, den Vereinigten Staaten über kurz oder lang heimzuzahlen suchen. Für die Vereinigten Staaten kann dies nicht angenehm sein. Denn ihr politischer Interessenkreis liegt nicht mehr, wie noch vor 50 Jahren, ausschließlich nach Osten, sondern hat sich immer mehr nach Westen verschoben. Sie werden sich deshalb sehr zu hüten haben, die Japaner weiter zu reizen, und es wird der allerfeinsten und vorsichtigsten Staatskunst bedürfen, um das Problem zu lösen: die weitere Einwanderung von Japanern zu verhindern, ohne Japan vor den Kopf zu stoßen, und die selbstherrliche westamerikanische Bevölkerung vor weiteren Ausschreitungen gegen die Japaner zurückzuhalten. Bisher ist diese schwierige Aufgabe von der nordamerikanischen Diplomatie mit geringem Erfolg in Angriff genommen worden, zumal die Beruhigungs-Absichten der Bundesregierung — die sehr wohl weiß, daß die Vereinigten Staaten noch mehrerer

Digitized by Google

Jahre angestrengter Vorbereitungsarbeit bedürfen, um es auf einen Krieg mit Japan ankommen lassen zu können – immer wieder von den täppischen Querstrichen Kaliforniens und anderer Staaten des Westens durchkreuzt werden.

Es ist eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte, daß dasselbe Volk, welches Japan zwang, sich dem fremden Handel zu erschließen, nun das erste ist, das unter einer unerwünscht starken japanischen Einwanderung und unter japanischer Konkurrenz im eigenen Lande zu leiden hat. Denn die Vereinigten Staaten waren es, die Japan durch die Expedition des Commodore Perry im Jahre 1853/54 zwangen, den Vertrag von Kanagawa abzuschließen, durch welchen den Amerikanern die ersten japanischen Häfen geöffnet wurden, die sich seit drei Jahrhunderten irgend einem fremden Volke auftaten. Jetzt mag die amerikanische Diplomatie seufzen: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!

Digitized by Google

10.
Der verdienteste Neger der Vereinigten Staaten.

Es ist von hohem Reiz, den Lebensweg von Männern zu verfolgen, die, in den niedrigsten Verhältnissen geboren, mit eiserner Tatkraft verstanden haben, sich zu den Höhen des Lebens emporzuschwingen, die sich dann aber nicht begnügen, sich in der errungenen besseren sozialen Stellung zu sonnen, sondern die fortgesetzt tätig sind, um anderen Gelegenheit zu geben, auch ihr Leben angenehmer und zweckmäßiger zu gestalten.

In den Vereinigten Staaten, in denen alle wirtschaftlichen Verhältnisse den Zuschnitt ungewöhnlicher Wachstumsmöglichkeit zeigen, gibt es besonders viele Männer, die sich so aus kleinen Verhältnissen zu reichen Leuten emporgearbeitet haben. Viele begnügen sich natürlich damit, mit den erworbenen Reichtümern ein möglichst angenehmes Leben zu führen. Andere setzen das Gewonnene wieder mit vollen Händen für neue Unternehmungen ein. Gar

Digitized by Google

nicht ſelten ſind dieſe Leute, die raſtlos weiter arbeiten und denen es der amerikaniſche Tätigkeitsdrang unmöglich macht, ſich zur Ruhe zu ſetzen.

Am ſympathiſchſten aber berühren uns ſolche Männer, die ihr Leben, nachdem ſie gewiſſe äußere Erfolge erreicht haben, gemeinnützigen Aufgaben widmen. Unter ihnen nimmt in den Vereinigten Staaten eine beſonders eigenartige Stellung ein Neger ein, der den angenommenen Namen Booker T. Waſhington führt. Urſprünglich beſaß er keinen rechten Namen. Im Staate Virginia noch in der Sklaverei geboren, hat er ſich von Stufe zu Stufe emporgeſchwungen und hat zur Löſung der Negerfrage durch ſeine praktiſche Tätigkeit und ſeine Agitation ſo viel beigetragen wie wohl niemand ſonſt in Nordamerika.

Wann Booker T. Waſhington geboren iſt, weiß er ſelbſt nicht genau zu ſagen. Es muß im Jahre 1858 oder 1859 geweſen ſein. Seinen Vater, der vermutlich ein Weißer von einer der umliegenden Pflanzungen (in Virginia) war, hat er nie gekannt. Seine Mutter war eine Sklavin, die ihre beiden Söhne innig liebte, ihnen aber kaum etwas mit auf den Lebensweg geben konnte. Eine elende kleine Blockhütte, deren einziges Zimmer 4 Meter lang und 4 1/2 Meter breit war, mußte für ſie und die Ihrigen ausreichen, und hier hat Booker T. Waſhington die

erſten Jahre ſeiner Jugend verbracht. Schon als kleiner Knabe hörte er, zunächſt unverſtanden, allmählich mit wachſendem Bewußtſein, von dem großen Kampfe erzählen, der für und gegen die Aufhebung der Sklaverei zwiſchen den Nord- und den Südſtaaten der Union tobte. Schon am 1. Januar 1863, noch nicht zwei Jahre nach Beginn des 4jährigen Kampfes, hatte Präſident Lincoln die berühmte Proklamation erlaſſen, nach der alle Sklaven ohne weiteres für frei erklärt wurden. Und als der Krieg 1865 wirklich beendet war, erfolgte auch die tatſächliche allgemeine Aufhebung der Sklaverei ſelbſt in den Gebieten, die die Südſtaatler bis dahin noch beſetzt gehalten hatten. So wurde auch der kleine Booker T. Waſhington frei.

Was nun aber mit der Freiheit anfangen? Das war die Frage, die bald die meiſten Neger zu bedrücken anfing. Ihr geiſtiges Weſen entſpricht in vielen Dingen dem des Kindes: in ſorgloſer Fröhlichkeit freuen ſie ſich des Augenblicks, denken aber überhaupt nicht an die Zukunft; und damals, als für die Erziehung und Bildung der Neger noch nicht das Geringſte geſchehen, als im Gegenteil alles verboten war, was ihnen zu irgend welcher geiſtigen Ausbildung hätte verhelfen können, ſtand die ganze Raſſe, die etwa $4^1/_2$ Millionen Menſchen zählte, völlig ratlos vor den Aufgaben, die nun plötzlich

Digitized by Google

ihren einzelnen Gliedern gestellt waren. Es ist hier nicht der Platz, die Unsicherheit aller Verhältnisse zu schildern, die infolgedessen namentlich in dem sogenannten „schwarzen Gürtel" Platz griffen — d. h. in denjenigen Südstaaten, deren Bevölkerung überwiegend aus Negern bestand, wie z. B. Virginia, Alabama, Louisiana usw. Der politische Kampf und die mannigfachen Wirren, die dort ausbrachen, gehören zu den größten Bußen, die der Verlauf der Geschichte zuweilen einem Volke für frühere Sünden auferlegt. Auch heute noch sind die Südstaaten weit entfernt davon, in kultureller Beziehung mit den nördlichen Staaten auf einer Stufe zu stehen oder etwa gar die Rassenfrage gelöst zu haben. Die Negerbevölkerung der Union ist in der Zwischenzeit auf 8 800 000 Köpfe (im Jahre 1900) angewachsen, während die Gesamtbevölkerung (ausgenommen Alaska, Hawaii und das Indianergebiet) 75 700 000 Köpfe beträgt. Von einer Vermischung aber mit den Weißen oder auch nur von einer Milderung der Gegensätze ist heute weniger zu spüren denn je . . .

Sehr wenige in der Sklaverei Geborene haben die Tatkraft Booker T. Washingtons besessen, der sich von vornherein vorgenommen hatte, zunächst lesen und schreiben zu lernen, und der diesen unerhörten Wunsch nur infolge der größten Entbehrungen

Digitized by Google

befriedigen konnte. Nachdem er in einem Salzbergwerk, ſpäter in einem Kohlenbergwerk gearbeitet hatte, wanderte er — mit dem Erlös ſeiner Nebenbeſchäftigung als Hausknecht — im Herbſt 1872, alſo im Alter von 13 oder 14 Jahren, nach Hampton in Virginia, wo ſich eine berühmte Schule für Farbige befand, von der ein unbeſtimmter Ruf bis zu ihm gedrungen war. Sagen wir lieber: er wollte nach Hampton wandern. Die Entfernung betrug nämlich 800 Kilometer, alſo mehr wie die Entfernung zwiſchen Berlin und Straßburg. Da er aber nur wenige Geldſtücke in der Taſche hatte, waren ſie ſchon nach einigen Tagen verbraucht. Er mußte daher froh ſein, etwa auf der Hälfte des Weges, in Richmond, Arbeit zu finden. Aber ſeinen Plan, nach Hampton vorzudringen, gab er nicht auf. Um das Geld für das Nachtlager zu ſparen, ſchlief er nachts unter einem hölzernen Fußweg, der ſich ziemlich hoch über den Straßendamm erhob, nur mit ſeinem Kleiderbündel unter dem Kopf. Als er endlich genug Geld zuſammen hatte, um die Weiterreiſe wagen zu können, ſetzte er ſeine Wanderung fort und kam endlich glücklich in Hampton an.

Als er ſich hier in der Farbigen-Schule zur Aufnahme meldete, wurde er mit Vorſicht betrachtet, da die Leiter der Anſtalt wußten, daß viele Neger die Schule nur deshalb beſuchen wollten, weil ſie

sich vor körperlicher Arbeit scheuten und nun mit allerhand verstiegenen Ideen kamen, deren Erfüllung nicht im Sinne der Schule liegen konnte. Der neue Ankömmling wurde daher wie üblich einer Prüfung unterzogen; aber nicht einer solchen auf seine Kenntnisse — deren Nichtvorhandensein setzte man ohne weiteres voraus — sondern über seine Brauchbarkeit zur Arbeit. Es wurde ihm nämlich in aller Ruhe bedeutet, er möchte einen Besen nehmen und die Aula nebenan ausfegen. Booker T. Washington löste seine Aufgabe, an die er durch seine Hausknecht-Nebenstelle gewöhnt war, ausgezeichnet, und das bestimmte die Leiter der Anstalt, welche die bei Negern nicht seltene Nachlässigkeit vorausgesetzt oder gefürchtet hatten, ihn aufzunehmen.

Die Schule in Hampton hatte den sehr vernünftigen Grundsatz, den Schülern den Unterricht und Unterhalt nicht völlig unentgeltlich zu bieten, sondern eine (wenn auch sehr mäßige) Bezahlung dafür zu verlangen. Da Booker T. Washington kein Geld mehr hatte, um dieses Schulgeld zu bestreiten, mußte er es sich nebenher erwerben, indem er das Amt eines Pförtners übernahm oder während der Ferien als Kellner oder in anderen Berufen tätig war. Bald hatte er das Vertrauen seiner Lehrer erworben, und durch eisernen Fleiß und große Arbeitsamkeit gelang es ihm, den mehrjährigen

Digitized by Google

Lehrgang der Anstalt durchzumachen, die er im Jahre 1875 verließ. Nun kehrte er nach seinem letzten Wohnort Malden zurück und wurde dort als Lehrer in der inzwischen begründeten Negerschule angestellt. Bald aber wurde er zu seiner größten Freude als Lehrer nach Hampton berufen (1879). Und schon zwei Jahre später eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis – ursprünglich von kleiner Ausdehnung, dann aber schnell und immer schneller wachsend.

Das war in Tuskegee, einer Stadt im Staate Alabama, aus der man sich an den Vorsteher der Schule in Hampton mit der Bitte gewandt hatte, eine geeignete Persönlichkeit zur Begründung einer ähnlichen Anstalt vorzuschlagen. Booker T. Washington fand in Tuskegee zunächst die jämmerlichsten Verhältnisse vor. Denn die Lage der Negerschulen in den Südstaaten war allgemein eine so klägliche, daß er erzählt, er habe mehr als einmal Schulräume getroffen, die unheizbar waren, so daß im Winter auf dem Hofe ein Feuer angezündet wurde und daß Lehrer und Schüler nun heraus oder herein zogen, je nachdem sie warm wurden oder froren. Die Lehrer seien mit wenigen Ausnahmen unglaublich schlecht unterrichtet gewesen und hätten moralisch auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden. Lehrmittel seien fast gar nicht vorhanden gewesen: so sei er einmal in ein Schulhaus gekommen (oder vielmehr

Digitized by Google

in eine verlassene Blockhütte, die als Schulhaus benutzt wurde) und habe darin fünf Schüler gefunden, die ihre Lektion aus einem einzigen Buche lernten — zwei auf der vordersten Bank sitzend, zwei andere hinter ihnen stehend, über diesen ein fünfter kleiner Kerl, der über alle hinweg ins Buch schaute.

Das Schlimmste war aber offenbar die Erwartung vieler Neger, durch den Schulunterricht eine Erhöhung ihrer sozialen Stellung zu erlangen, die vor allen Dingen weiteres Arbeiten unnötig machte. Mit Vorliebe erklärte der Neger, er fühle die „Berufung" in sich — d. h. die Berufung zum Predigen. Das bedeutete, daß er in möglichst kurzer Zeit zum Prediger ausgebildet sein wollte, um dann ohne eigene körperliche Arbeit durchs Leben zu kommen, dabei aber von seinen Mitmenschen geachtet und geehrt zu werden, während er nur nötig haben würde, die Hände segnend über sie zu halten. Oder ein Neger, der nicht lesen und nicht schreiben konnte, wünschte das „Bank- und Diskontowesen" zu erlernen, ohne auch nur die entfernteste Ahnung zu haben, was das eigentlich bedeutete — nur von dem schönen Klange des Wortes berauscht.

Inmitten einer Bevölkerung mit so verschrobenen Ansichten eine Schule zu begründen, für die eigentlich nichts vorhanden war — weder Geld noch ein Gebäude — war natürlich kein kleines

Digitized by Google

Wagnis. Indessen, Booker T. Washington nahm es entschlossen in Angriff. Er sagte sich, daß seinen Rassengenossen vor allen Dingen eine auf Arbeit, namentlich auf landwirtschaftlicher Arbeit aufgebaute Erziehung not täte. Ihre tägliche Nahrung bestand zumeist aus fettem Schweinefleisch und Maisbrot; das Mehl dazu wurde für teures Geld beim Krämer gekauft, obgleich der Boden rings um ihre Hütten bei geeigneter Behandlung alle landesüblichen Getreide und Gemüse hervorgebracht hätte. Sollten sie sich nicht dazu erziehen lassen, anstatt immer nur Baumwolle zu bauen, zunächst einmal für ihre persönlichen Bedürfnisse zu sorgen? In den Hütten der Schwarzen fand er häufig Nähmaschinen, für die in Raten bis zu 240 Mark bezahlt worden waren, oder elegante Stutzuhren im Werte von etwa 50 Mark oder gar eine Orgel zum Preise von etwa 240 Mark. Wenn er sich dagegen mit einer solchen Familie von etwa vier Personen zu Tisch setzte, so zeigte sich, daß nur eine einzige Gabel vorhanden war. Natürlich wurde die Orgel auch gar nicht benutzt, selbst die Nähmaschine nicht und die Uhren erst recht nicht, da sie schlecht gearbeitet waren und falsch gingen – und da die ungebildeten Schwarzen nicht einmal wußten, wie man nach der Uhr sehen kann! In alle diese Lächerlichkeiten ist durch Booker T. Washingtons Tätigkeit manche Änderung ge-

Digitized by Google

kommen. Fragt man heute in einer Stadt des schwarzen Gürtels nach dem zuverlässigsten Neger oder nach dem Führer der Schwarzen, so wird man meist an einen Neger gewiesen, der – entweder in Tuskegee selbst oder durch einen Lehrer, der dort ausgebildet wurde – ein Handwerk gelernt hat, in manchen Fällen allerdings auch an einen, der sein Handwerk noch als Sklave erlernt hat.

Booker T. Washington war sich darüber klar, daß es keinen Zweck haben würde, den Negern nur theoretische Bildung zu vermitteln, sondern daß bei dem niedrigen kulturellen Standpunkt der Rasse das eigentliche Problem der Volksbildung in der Schaffung und Verbreitung von Arbeitsamkeit und Sauberkeit, sowie von Neigung und Fähigkeit zum Nachdenken bestände. Wie er dieses Ziel bei allen seinen Maßnahmen stets fest im Auge behalten hat, ist als Meisterstück zu loben. Nur dadurch auch hat er den außerordentlichen Erfolg seiner Erziehungsanstalt in Tuskegee erzielen können.

Seine Schüler waren arm, viele waren selbst noch in der Sklaverei in den Hütten der Baumwoll-, Zucker- und Reispflanzungen des Südens geboren. Da ein eigentliches Schulgebäude nicht vorhanden war, begann er damit, zusammen mit seinen Schülern ein solches zu errichten. Obwohl sich einige Gegnerschaft dagegen regte, gelang es ihm doch, sie dauernd

Digitized by Google

nieder zu halten – ſchon durch das bloße Beiſpiel, das er gab, indem er ſelbſt kräftig überall mit Hand anlegte. Die Schule in Tuskegee beſteht heute aus mehr als 40 großen und kleinen Häuſern, die größtenteils in den letzten 25 Jahren entſtanden und die mit Ausnahme von vier Häuſern faſt ausſchließlich durch die Schüler ſelbſt hergeſtellt worden ſind – vom Zeichnen der Pläne an bis zur Anlage der elektriſchen Einrichtungen. Es läßt ſich denken, daß die daraus entſpringenden Vorteile nicht nur unmittelbarer Art ſind, ſondern daß ſich auch manche andere hocherwünſchte Folgen ergeben haben. Wenn z. B. ein neuer Schüler ſich jetzt verführen läßt, eine Wand mit Inſchriften zu verunzieren, ſo wird ihm das von den älteren Schülern verwieſen: „Laß das ſein! Das Haus gehört uns. Wir haben mitgeholfen, es zu bauen!“ Und als weitere Folge iſt bemerkenswert, daß nun Hunderte von Negern in den Südſtaaten leben, die in Tuskegee die Kenntnis des Hausbaues erlernt haben und bei Neubauten oder Ausbeſſerungen einfacher Häuſer ſelbſt mit Hand anlegen und helfen können.

Die Häuſer der Schule in Tuskegee beſtehen heute nicht mehr nur aus Holz, wie die Mehrzahl der Häuſer kleiner nordamerikaniſcher Städte, namentlich des Südens und Weſtens, ſondern manche ſind auch aus Ziegelſteinen gebaut – und zwar aus

Digitized by Google

eigenen Ziegelsteinen. Denn Booker T. Washington hatte erkannt, daß die Herstellung guter Ziegelsteine, die in dieser Gegend noch nicht zu haben waren, ein wirtschaftliches Bedürfnis war, und daß seine Schule die Gelegenheit zu nicht unerheblichem Verdienst erhalten würde, wenn sie die Herstellung selbst übernähme. Er probte an verschiedenen Stellen, bis er eine Grube fand, die brauchbaren Lehm lieferte. Sogleich wurde die Arbeit begonnen; es wurden ungefähr 25 000 Steine geformt, während andere Schüler einen Ofen bauten, um die Steine zu brennen. Indessen der Versuch mißlang — der Ofen war aus irgend einem Grunde unbrauchbar. Auch ein zweiter Ofen versagte, und unter den Schülern machte sich Mutlosigkeit bemerkbar. Da erboten sich einige Lehrer, die den technischen Kursus in Hampton mitgemacht hatten, einen dritten Ofen herzustellen. Das Brennen dauerte etwa eine Woche. Mit Spannung wurde die Fertigstellung der ersten tausend Mauersteine erwartet; nur noch wenige Stunden sollte es dauern — da stürzte auch der dritte Ofen zusammen. Die Mutlosigkeit war damit aufs höchste gestiegen. Auch war bei den Versuchen alles Geld aufgebraucht worden. Da entsann sich Booker T. Washington seiner Uhr, die vielleicht Geld bringen konnte. Er fuhr in die nächste Stadt (Montgomery) und versetzte die Uhr für 15 Dollars

Digitized by Google

(60 Mark). Dieſes letzte Geld ſteckte er abermals in die Ziegelfabrikation — und nun endlich gelang ſie. Dieſer Zweig der techniſchen Arbeiten in Tuskegee hat ſich beſtändig weiter entwickelt und iſt ein ſo wichtiges Glied der ganzen Anſtalt geworden, daß dort jährlich über eine Million Ziegel hergeſtellt werden. Viele Weiße aus der Umgegend, die bis dahin von der Schule nichts hatten wiſſen wollen, ſind infolgedeſſen von ihrem Werte überzeugt worden.

In manchen anderen Dingen iſt Booker T. Waſhington ähnlich vorgegangen, ſo z. B. in der Wagenfabrikation. Heute ſind in ſeiner Schule Dutzende von Fuhrwerken im Gebrauch, von denen jedes einzelne von den Schülern der Anſtalt erbaut worden iſt, und darüber hinaus wird der Markt der Umgegend von Tuskegee aus mit Karren, Laſtwagen und anderen Fuhrwerken verſorgt.

Aber die Schule in Tuskegee beſchäftigt ſich natürlich nicht nur damit, Ziegelſteine, Wagen und alle möglichen anderen Dinge herzuſtellen oder Ackerbau und Geflügelzucht zu treiben. Es wird auch mannigfacher theoretiſcher Unterricht erteilt. Indeſſen bildet der praktiſche Unterricht, die Erziehung zur Brauchbarkeit im Ackerbau oder in irgend einem Handwerk, die Grundlage des Ganzen. Arme Schüler arbeiten mehrere Stunden am Tage und werden dafür bezahlt, genießen den Unterricht aber

Digitized by Google

erſt in den Abendſtunden. Gewöhnlich ſind die Stunden des Tages verteilt zwiſchen praktiſcher Arbeit und Unterricht. Die Abendſchule zählt gegenwärtig etwa 500 Schüler. Mit Recht behauptet Booker T. Waſhington, daß es ein ausgezeichneter Prüfſtein für den inneren Wert eines Schülers ſei, ob er bereit iſt, mehrere Jahre lang täglich zehn Stunden lang in der Ziegelei oder in der Waſchküche zu arbeiten, nur um die Möglichkeit zu haben, ſich abends zwei Stunden lang geiſtig weiterzubilden. Wer die Abendſchule zwei bis drei Jahre durchgemacht hat, für den iſt von der Schulverwaltung durch Zurücklegung ſeiner Erſparniſſe während dieſer Jahre die Möglichkeit geſchaffen, nun in die Morgenſchule einzutreten, wo er vier Tage in der Woche theoretiſchen Unterricht erhält und nur zwei Tage praktiſch arbeiten muß. Es darf überhaupt kein Schüler, gleichviel über welche Mittel er verfügt, die Schule durchlaufen, ohne praktiſch zu arbeiten. Dieſe Beſtimmung gilt für Männer ſowohl wie für Frauen — denn auch dieſe können ſchon ſeit längerer Zeit die Schule beſuchen.

Im Sommer gibt es drei Monate Ferien, die von vielen Schülern benutzt werden, um das von ihnen erlernte Handwerk auszuüben und um weitere Erſparniſſe zurückzulegen — letzteres vielfach um die Schule noch weiter beſuchen zu können.

Digitized by Google

Wer die Schule in Tuskegee mit einem guten Zeugnisse verläßt, findet überall gutes Fortkommen, denn sie erfreut sich allenthalben in den Südstaaten des besten Rufes. Sie ist der eigentliche Mittelpunkt des Negerbildungswesens, und nur die Anstalt in Hampton genießt eine ähnliche Bedeutung. Was aber der Schule in Tuskegee ihren ganz besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß sie von Schwarzen ins Leben gerufen, von Schwarzen gebaut, von Schwarzen in die Höhe gebracht wurde und von Schwarzen geleitet wird.

Als Beispiel für die Brauchbarkeit der Zöglinge von Tuskegee sei angeführt, daß einer von ihnen in einer Gegend, in der der durchschnittliche Ertrag eines Morgens Landes 22 Hektoliter Bataten ergibt, infolge seiner guten Kenntnisse der chemischen Beschaffenheit des Bodens und der neuesten landwirtschaftlichen Betriebsmethoden auf derselben Fläche 122 Hektoliter, also fünf- bis sechsmal soviel erzeugte, so daß die weißen Landwirte der Nachbarschaft sich bei ihm vielfach Rat in betreff der Batatenzucht holten. –

Natürlich wäre es nicht möglich gewesen, den gewaltigen Betrieb, den die Schule von Tuskegee heute umfaßt, in so kurzer Zeit aufzubauen, wenn nicht manche Hilfe von außen gekommen wäre. Unter den Anhängern der Sklavenbefreiung im Nord-

Digitized by Google

osten der Vereinigten Staaten sind viele gebefreudig genug gewesen, um durch Zuwendungen kleineren oder größeren Umfangs die Arbeit Booker T. Washingtons zu ermöglichen und zu unterstützen, und er spricht in seiner Selbstbiographie*) mit Rührung und Dankbarkeit davon, wie ihn diese Mithilfe und Unterstützung immer wieder hob und stärkte. Man muß es den wohlhabenden und reichen Amerikanern lassen, daß sie in wirklich vornehmer und uneigennütziger Weise zu geben wissen, wenn sie dazu aufgefordert werden — vielfach sogar, ohne daß eine solche Aufforderung erfolgt. So sind der Anstalt in Tuskegee im Laufe der Zeit reiche Mittel zugeflossen, und die feine Art, einer guten Sache zu dienen, offenbart sich auch darin, daß man ihrem Begründer, der durch all die Jahre unausgesetzter, scharfer Arbeit körperlich stark mitgenommen war, durch ein nicht erbetenes, aber in der vornehmsten Weise gebotenes Geschenk zur Wiederherstellung seiner vollen Kräfte half, indem man ihm und seiner Frau eine Fahrkarte für eine Reise nach Europa sowie die Mittel, dort einige Wochen zu bleiben, zur Verfügung stellte.

Aber nicht nur diese meist nicht unbedeutenden Schenkungen von seiten der weißen Bevölkerung haben

*) In deutscher Übersetzung von Lili du Bois-Reymond unter dem Titel „Vom Sklaven empor!“ im Georg Reimerschen Verlage in Berlin erschienen.

Digitized by Google

Booker T. Waſhington manche Freude gemacht, ſondern auch die vielen Schenkungen der Negerbevölkerung, die damit bekunden wollte, wie ſehr ihr die Sache der Schule am Herzen liegt. Er erzählt in ſeiner Selbſtbiographie manches anziehende Beiſpiel für dieſe Anerkennung – etwa wie ihm ein altes Mütterchen ein paar Eier gebracht habe, die den Reſt ihrer Habe vorſtellten und die ſie gern für die Schule hergeben wollte; oder wie ein andermal ein alter Schwarzer in einer Verſammlung zur Beratung über die Mittel für ein neues Gebäude aufgeſtanden ſei und angekündigt habe, er habe ein von ihm gezüchtetes Schwein mitgebracht und wolle es beiſteuern: „Und jeder Neger," habe er geſchloſſen, „jeder Neger, der ſeine Raſſe liebt und ſich ſelbſt achtet, wird bei der nächſten Verſammlung auch ein Schwein mitbringen."

Heute ſteht die Schule in Tuskegee völlig gefeſtigt da. Sie iſt nicht das perſönliche Eigentum Booker T. Waſhingtons, ſondern wird von einem Kuratorium verwaltet, während Waſhington nur als erſter Direktor tätig iſt. Als die Anſtalt am 4. Juli 1881 ihre Tätigkeit begann, ſtand nur eine verfallene Scheune zur Verfügung, ohne einen Zollbreit Landes, mit nur einem Lehrer und 30 Schülern. 25 Jahre ſpäter beſaß ſie 83 eigene Gebäude, 2000 Acres Landes, von denen der dritte Teil regelmäßig jährlich

Digitized by Google

von den Schülern bebaut wird, mit etwa 100 Lehrern und Beamten und etwa 1500 Schülern. Diese kommen aus den verschiedensten Staaten der Union und aus dem Auslande (so aus Cuba, Portorico, Jamaica usw., ja selbst aus Afrika). Die deutsche Regierung hat mehrfach aus Tuskegee gelernte Baumwollpflanzer nach Togo berufen. Der Wert des Besitzes der Anstalt beträgt mehr als $3^1/_4$ Millionen Mark. Außerdem besitzt sie einen Stiftungsfonds, ohne den keine amerikanische Bildungsanstalt denkbar ist, soweit sie nicht unter staatlicher oder städtischer Verwaltung steht; dieser Stiftungsfonds beträgt mehr als 5 Millionen Mark. Die laufenden jährlichen Ausgaben haben die stattliche Höhe von etwa 500 000 Mark erreicht. In den Südstaaten befinden sich mindestens 3000 Männer und Frauen, die ihre Ausbildung in Tuskegee genossen haben und die durch ihr Beispiel oder durch ihre persönliche Wirksamkeit der großen Masse der Neger zeigen, wie ihre materielle, geistige und sittliche Lage gehoben werden kann.

Niemals ist in den Vereinigten Staaten von einem einzelnen Manne zur Hebung der Negerrasse mehr getan worden als von Booker T. Washington, und seine Erfolge sind in der Tat hochbedeutend. Man muß es den Negern der Union ebenso wie den Weißen aufrichtig wünschen, daß mehr Männer

Digitized by Google

von ſeinem eindringenden Verſtändnis der Bedürfniſſe ſeines Volkes, von ſeiner raſtloſen Arbeitskraft, von ſeiner politiſchen Vorurteilsloſigkeit emporkommen. Welchen ſicheren Blick er für die Negerfrage, ihre Bedeutung, die Stellung der Weißen zu ihr und die Mittel zu ihrer Löſung hat, hat er beſonders deutlich in ſeiner ausgezeichneten Rede zur Eröffnung der Ausſtellung in Atlanta (Georgia) am 18. September 1895 gezeigt, die in den ganzen Vereinigten Staaten berühmt geworden iſt. Und das Anziehendſte an ſeiner Lebensarbeit iſt, wie geſagt, daß er ſich nicht nur ſelbſt aus Unwiſſenheit und Armut emporgeſchwungen hat und ein brauchbares Glied der Geſamtheit geworden iſt, ſondern daß er auch ſo vielen Gliedern ſeiner Raſſe unmittelbar oder mittelbar die Mittel an die Hand gegeben hat, ihren materiellen Zuſtand ſelbſttätig zu verbeſſern.

Der Süden der Vereinigten Staaten braucht noch viele ſolcher Männer, denn die Raſſenfrage iſt durch den Bürgerkrieg keineswegs aus der Welt geſchafft. Was in dem Friedensſchluß 1865 erreicht wurde, war zunächſt der abermalige feſte politiſche Zuſammenſchluß aller Einzelſtaaten der Union, war ferner die Abſchaffung der Sklaverei. Aber das Raſſenproblem iſt geblieben. Nicht nur, daß die freigewordenen Sklaven und ihre Kinder lernen mußten und zum Teil noch lernen müſſen, von ihrer

Digitized by Google

Freiheit einen einigermaßen vernünftigen Gebrauch zu machen – auch neue politische Probleme sind entstanden, seit die erbitterten Versuche, die man in den Südstaaten zur Umgehung der Gesetze, die den Neger schützen sollten, machte, den Norden zwang, – vielleicht voreilig – das Negerstimmrecht zum Bundesgesetz zu erheben. Und weit über diese Frage hinaus türmt sich der Gegenwart und der Zukunft die Frage entgegen, wie die beiden Rassen ein verträgliches Auskommen miteinander finden sollen. In New-York, in Boston, in Chicago kann man nicht die entfernteste Vorstellung davon gewinnen, mit welcher Abneigung, man kann fast sagen mit welchem Haß sich die beiden Rassen vielfach im Süden gegenüberstehen.

In den Städten des Ostens und Nordens lernt man den Neger nur als Kellner, als Eisenbahn- und Hotelbedienten kennen und amüsiert sich häufig im stillen über sein lustiges Wesen, über sein groteskes Aussehen und seine merkwürdigen Bewegungen. Wo er aber in Massen auftritt, da steht ihm die weiße Bevölkerung geschlossen mit ausgesprochener Abneigung oder gar Feindseligkeit gegenüber. Da muß er dann – wie in allen Städten des Südens – in besonderen Straßenbahnwagen oder wenigstens in besonderen Abteilen fahren, darf Schankstuben und Gasthäuser für Weiße nicht betreten und wird überhaupt nirgends geduldet, wo Weiße zugegen

Digitized by Google

sind. Wehe dem Restaurationsbesitzer, der neben hundert weißen Angestellten auch nur einen einzigen Schwarzen anzustellen wagte! Am nächsten Tage würden – ohne Kündigung – die hundert Weißen fortbleiben, und es würde ihm nichts übrig bleiben, als nur Schwarze anzustellen.

Durch Gesetze läßt sich die Gleichstellung natürlich nicht erzwingen. In der schlimmen Zeit nach 1865, der Zeit der „Carpetbaggers" (politischer Abenteurer weißer Hautfarbe), die den Negern das Blaue vom Himmel versprachen und ihre Wahlämter dann nur zur eigenen Bereicherung benutzten, hat man in einzelnen Staaten diesen törichten Versuch gemacht. Den Negern wurde z. B. gesetzlich der Eintritt in alle Schankstuben frei gehalten. Die Folge war, daß in vielen Restaurationen der Wirt eine Tafel aufhängte, daß das Glas Bier 1 Dollar kostete. Kam ein Weißer, so erhielt er sein Glas Bier für 5 Cents (20 Pf.). Kitzelte es aber einen Neger, doch auch einmal in das Restaurant für Weiße zu gehen und ein Glas Bier für 1 Dollar (4 Mk.) zu trinken, so wurde ihm das Gewünschte mit möglichst verächtlicher Gebärde gereicht, und der Wirt ging, sobald er das Lokal verließ, an seiner Seite auf die Straße, um dort das Glas, aus dem der Schwarze getrunken hatte, zu Boden zu schmettern.

Digitized by Google

Von dieser erbitterten Abneigung der Weißen gegen die Schwarzen kann man sich tatsächlich nur eine Vorstellung machen, wenn man selbst in den ehemaligen Sklavenstaaten gewesen ist. Man gewinnt dann die Überzeugung, daß die schicksalsschwerste Zukunftsfrage, die die Vereinigten Staaten vielleicht in absehbarer Zeit zu lösen haben, eben die Rassenfrage ist. Soll sie auf friedlichem Wege gelöst werden, so müssen Bestrebungen wie die Booker T. Washingtons mit größter Tatkraft unterstützt werden.

Er hat zur Veranschaulichung der Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Weißen und Schwarzen das glückliche Bild gefunden: sie könnten in sozialer Beziehung so getrennt nebeneinander stehen wie die fünf Finger, aber in der Arbeit und im Zusammenwirken des täglichen Lebens seien sie so zusammengehörig wie die Hand selbst.

Daß selbst er unter der Mißachtung der Negerrasse leiden muß, hat er wiederholt auf Reisen erfahren. Auch wird man sich der Zeitungsberichte erinnern, die vor einigen Jahren von der Empörung der Amerikaner Kunde gaben, als Präsident Roosevelt sich die Freiheit genommen hatte, Booker T. Washington mit an seinen Tisch zu bitten! Daß der Präsident einen Neger empfing, war zwar schon vorgekommen — daß er aber mit ihm vom selben Tischtuche aß,

Digitized by Google

war einfach unerhört. Und es ist charakteristisch, daß mir von angesehenen Männern in Amerika, die wiederholt mit dem Präsidenten zu Tisch gesessen haben, vertraulich versichert wurde: Roosevelt habe ursprünglich gar nicht die Absicht gehabt, Booker T. Washington zum Essen einzuladen; dieser sei nur zufällig gekommen, als der Präsident gerade bei Tisch saß; da habe er ihn nicht abweisen wollen und habe ihn der Einfachheit halber bitten lassen, gleich zu ihm in das Eßzimmer zu kommen. Was dem Nichtamerikaner selbstverständlich dünkt — der Empfang des um die Hebung der Negerbildung verdientesten Mannes durch den Präsidenten —, wird zu entschuldigen gesucht, weil dieser Mann von schwarzer Hautfarbe ist. —

Es bedarf keiner Versicherung, daß das erfolgreiche Leben Booker T. Washingtons, sein Aufsteigen aus der Sklaverei bis zum Leiter einer der größten Schulanstalten in den Vereinigten Staaten, nicht als Beweis dafür genommen werden kann, daß etwa alle Neger fähig seien, sich seine Bildung, seine Rednergabe, seine wirtschaftliche Tüchtigkeit anzueignen. Zweifellos ist er eine Ausnahme-Erscheinung. Aber er müßte als solche auch gelten, wenn sein Blut nicht nur zur Hälfte der weißen Rasse zugehörte (wie übrigens auch bei sehr vielen anderen Führern der Neger), sondern wenn er ganz und gar Weißer wäre.

Digitized by Google

Jedenfalls zeigt seine Lebensgeschichte, daß auch in der schwarzen Rasse die Ausdauer, das entschlossene Hinarbeiten auf ein vorgesetztes Ziel zu finden sind, ohne die ein Lebenslauf wie der dieses ausgezeichneten Mannes undenkbar wäre. Durch Beförderung von Bildungsanstalten wie der seinen läßt sich die Anlage zu solchen Eigenschaften auch in anderen Negern unterstützen — wie nicht minder seine Ordnungsliebe, seine Lust zur Arbeit, seine wirtschaftliche Tüchtigkeit. Man kann über die wirtschaftliche Befähigung der schwarzen Rasse unmöglich ein Urteil abgeben, ohne ihr zunächst Gelegenheit zu geben, sich die Eigenschaften anzueignen, die den Weißen von vornherein durch ihre Umgebung, durch ihre Erziehung, durch das Beispiel von Mutter und Vater zuwachsen. Von einer Rasse, die in der Sklaverei lebte, deren einzelne Glieder jederzeit rücksichtslos aus dem Familienverband herausgerissen werden konnten, ließ sich weder Gesittung noch Gewöhnung an Arbeitsamkeit und Ordnung erwarten. Und an die heutigen Neger, auch soweit sie nicht mehr in der Sklaverei geboren wurden, darf man sicher noch keine allzu hohen Anforderungen stellen, da die Aufhebung der Sklaverei erst wenig über ein Menschenalter hinter uns liegt. Ebnet man aber der Tätigkeit von Männern wie Booker T. Washington die Wege, so läßt sich, wie

Digitized by Google

eben das Beiſpiel ſeiner Schule zeigt, mit Beſtimmtheit erwarten, daß alle dafür aufgewandten Summen mittelbar und unmittelbar großen Nutzen ſtiften werden.

Digitized by Google

11.

Die Landstreicher und ihre Behandlung.

In allen Industrieländern gibt es Landstreicher; sie setzen sich aus den eigentlichen Vagabunden, gewissermaßen den Strolchen von Geburt und Erziehung, und aus solchen Elementen zusammen, die durch Arbeitslosigkeit „auf die Landstraße geworfen" worden sind.

Selbst in einem Lande, das wirtschaftlich bisher noch so außergewöhnlich günstige Bedingungen aufweist, wie die Vereinigten Staaten, haben sich diese Ausläufer der „industriellen Reservearmee" gebildet, die je nach der Gestaltung des Arbeitsmarktes zunehmen und wieder zusammenschrumpfen. Jede kleine und große Wirtschaftskrise hat die Zahl der Arbeitslosen und damit auch der Landstreicher vermehrt; natürlich wird nur ein Teil der Arbeitslosen zu Landstreichern. Da infolge der Spekulationswut und des grenzenlosen Optimismus des Amerikaners etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts fast in jedem Jahrzehnt Krisen eingetreten sind, ist auch die Zahl

Digitized by Google

der Landstreicher häufig beängstigend gestiegen. So wuchs ihre Anzahl z. B. während der Wirtschaftskrisis der Jahre 1873 bis 1878 in erschreckender Weise an; man behauptete damals, daß es allein in den Staaten New-York und Pennsylvania 100 000 „Tramps" (Strolche, Vagabunden) gäbe. Die Bevölkerung des Staates New-York betrug nach dem Zensus von 1870 4 383 000 Köpfe, die von Pennsylvania zur selben Zeit 3 522 000 Seelen. Auf eine Bevölkerung von 8 000 000 Menschen kamen also 100 000 Landstreicher — auf je 80 einer — während ihre Zahl in Deutschland mit seiner Gesamtbevölkerung von heute 60 000 000 Köpfen auf etwa 250 000 geschätzt wird — also nur auf je 240 einer. Es kamen demnach in den beiden genannten Staaten der nordamerikanischen Union verhältnismäßig dreimal mehr Landstreicher auf den Kopf der Bevölkerung als in Deutschland — bezeichnend genug dafür, zu welchen ungünstigen Folgen das rücksichtslose Draufgehertum im Wirtschaftsleben jenseits des Ozeans führen kann.

Dabei waren diese 100 000 Vagabunden größtenteils Spinnereiarbeiter ohne Verdienst, während die Elemente unter ihnen nicht zahlreich waren, die als Landstreicher aus Beruf und Neigung angesehen werden mußten. Aber auch diese fehlen in Amerika nicht, zumal ja das sogenannte „Land der Freiheit"

Digitized by Google

auf alle Menschen einen besonderen Reiz ausüben muß, die sich irgend welchem, auch dem allergeringsten, staatlichen oder gesellschaftlichen Zwange nicht fügen mögen, sondern sich nur in gänzlicher Ungebundenheit wohl fühlen. In der Tat ist auch die übermäßige Entwickelung des Landstreicherunwesens in den Vereinigten Staaten hauptsächlich auf den nordamerikanischen Bürgerkrieg (1861 bis 1865) zurückzuführen, trotz des wirtschaftlichen Aufschwunges, der wenigstens im Norden sogleich auf den Friedensschluß folgte. Der Grund liegt darin, daß erfahrungsgemäß jeder Krieg eine Flutwelle von Landstreichern zurückläßt. Und gerade in Nordamerika hatten sich viele Mitkämpfer so an das ungebundene Lagerleben gewöhnt, daß sie keinerlei Neigung hatten, in ruhige bürgerliche Verhältnisse zurückzukehren.

Solchen Fanatikern des Herumschweifens ist es aber seither im Osten der Vereinigten Staaten fast schon zu enge geworden; viele bevorzugen den „mittleren" oder noch häufiger den „fernen" Westen. Im Osten scheint daher unter den „Tramps" wenigstens zeitweise der industrielle Typus zu überwiegen, d. h. der Vagabund, der durch längere oder kürzere Arbeitslosigkeit ohne Beschäftigung ist, der aber ins bürgerliche Leben zurückzukehren wünscht, sobald er wieder Arbeit hat. Im Westen dagegen sind mehr berufs-

Digitized by Google

mäßige Tramps zu finden: Leute, denen die Absicht fern liegt, irgend einen anderen Beruf zu ergreifen, die sich vielmehr in der Haut des Stromers so kannibalisch wohl fühlen „als wie fünfhundert Säue".

Daß unter den Tramps auch gefährliche Elemente anzutreffen sind, läßt sich in einem Lande der Rücksichtslosigkeit, wie es die Vereinigten Staaten sind, von vornherein annehmen. Man hat deshalb in solchen Einzelstaaten, die der Landstreicherplage besonders ausgesetzt sind, nie mit Gesetzen gekargt, die dem Farmer etwa gestatten, jeden „böswilligen" Vagabunden, der seiner Farm auf so und so viel Schritte nahe kommt, ohne weiteres niederzuschießen. Auch sonst ist man mit der ganzen Härte, die einzelne angelsächsische Einrichtungen zeigen, gegen sie vorgegangen. Im Staate Illinois z. B. nahm das Parlament ein Gesetz an, durch das man die Tramps den Geschworenengerichten entzog. Der Staat Louisiana hatte schon am 7. Juni 1806 ein Vagabundengesetz erlassen, wonach jeder, der keine Mittel aufweisen konnte und der ohne Erlaubnis von zwei Friedensrichtern bettelte, an irgend einen Farmer als „Redemptionist" verkauft werden konnte; als solcher mußte er für diesen jegliche ihm befohlene Arbeit tun und durfte sogar geschlagen werden — nur nicht mit der Peitsche, die für die Negersklaven vorbehalten blieb. Entlief er, so wurde er auf das

Digitized by Google

schwerste bestraft. Daß die Tramps aber auch heute noch ungestraft vom Leben zum Tode befördert werden können, soll noch weiter unten erzählt werden.

Im allgemeinen scheint der Tramp der Vereinigten Staaten heute ein verhältnismäßig harmloses Geschöpf zu sein, das zufrieden ist, wenn man ihm Nahrung, einen Platz auf dem Heuboden, etwas Geld, ein altes Kleidungsstück und Tabak und Whisky — diesen nicht zu knapp — spendet; nachts nimmt man ihm besser seine Pfeife ab, damit er den Heuboden nicht in Brand steckt.

Die gewohnheitsmäßigen Verbrecher und Straßenräuber, wie sie wohl hier und da im wilden Westen noch ihr Wesen treiben mögen, darf man jedenfalls nicht ohne weiteres zu den Tramps rechnen. Letztere ziehen, wie schon ihr Name sagt, hin und her und durchwandern oder durchreisen weite Strecken. Der Räuber dagegen pflegte ein bestimmtes Gebiet unsicher zu machen, wie etwa der berüchtigte Jessid James, der noch vor einem Menschenalter im Staate Kansas sein unverschämtes Ausplünderungssystem mit einer Keckheit durchführte, daß er noch heute allenthalben in den Vereinigten Staaten in lebhafter Erinnerung ist.

Allerdings werden viele, vielleicht die meisten Tramps durch denselben Wunsch in ihr „Berufs"-leben geführt, der Jessid James zu seinen Raub-

Digitized by Google

taten veranlaßte: durch die Leidenschaft, auf anderer Leute Kosten zu leben. Deshalb stiehlt der Tramp wohl auch einmal; meist aber erreicht er seinen Zweck durch kluge Spekulation auf die Leichtgläubigkeit und das Mitleid seiner seßhaften Mitmenschen. Ein wehleidiges Gesicht öffnet die Speisekammer so mancher Farmersfrau und den Tabaksbeutel so manches Farmers, ohne daß der Tramp einen Nachschlüssel brauchte, und er kann sich nachher um so herrlicher über die menschliche Dummheit lustig machen. Man lese nur das vorzügliche Buch Josiah Flynts, das noch erwähnt werden wird, oder Bret Hartes Novelle „Mein Freund der Landstreicher".

Aber auch Wanderlust, innige Liebe zur Natur und Freude am Romantischen können zum Leben als Tramp führen. Das beste Beispiel dafür bietet vielleicht der deutschamerikanische Arbeiter Hugo Bertsch, der sich später aufs Schreiben legte und dessen Skizzen von Adolf Wilbrandt bei der deutschen Leserwelt eingeführt wurden. Bertsch hat die Vereinigten Staaten, namentlich den Westen, nach allen möglichen Richtungen durchquert und die Schönheit der nordamerikanischen Natur in vollen Zügen genossen. Er hat ein Wander- und Stromerleben im großen Stil geführt „mit all seiner Glorie und Herrlichkeit, mit all seinem Leiden, Darben, Entsagen, mit all seiner Freiheit und seiner Sklaverei. In Neujersey

Digitized by Google

arbeitete ich als Ziegelbrenner; bei Albany und Buffalo suchte ich Beschäftigung auf der Farm; in den White Mountains sprengte ich Felsen beim Eisenbahnbau, in Montreal war ich Schiffverlader; bei Ottawa radelte ich den Schiebkarren am Kanalbau. Dann stattete ich den Südstaaten einen kurzen Besuch ab und durchwanderte viele hundert Meilen weit, zu Fuß und ohne Geld, die Tannenwälder Karolinas, die Plantagen Georgias. Bei Kap Fear nahm ich Dienste auf einem Segelschiff und arbeitete mich nach Schottland hin, desertierte in Glasgow, ging abermals nach London."

Später ging er wieder nach Amerika, nachdem er als Schiffsbäcker zwischendurch die Reise nach Südamerika und nach Neuseeland mitgemacht hatte. Abermals führte er das Wanderleben des Landstreichers und bereiste als Stromer diesseits und jenseits des Missouri im ganzen 26 Staaten. Nur wenn es nötig war, arbeitete er als Holzhacker, als Bergmann, als Eisenbahnarbeiter oder als Ziegelbrenner. Erst im Alter von 40 Jahren begründete Bertsch in New York ein Hauswesen und benutzte nun die wenigen arbeitsfreien Stunden, die ihm die Fabrikarbeit ließ, um zu Papier zu bringen, was ihm das Herz bewegte.

Für einen Mann, der so lange in Amerika gelebt hat und doch völlig Autodidakt ist, schreibt er

Digitized by Google

ein ausgezeichnetes Deutſch. In ſeinen „Bilderbogen“ erzählt er aus ſeiner Kindheit, aus der Lehrzeit, aus Soldaten- und Matroſenzeit und namentlich von ſeinen vielen Wanderungen als Tramp in Nordamerika. Dieſe Schilderungen ſind ſo anſchaulich, daß ſie uns eine vorzügliche Vorſtellung von dem Leben der Brüder von der Landſtraße in den Vereinigten Staaten gewähren. Mit ſchönheitsdurſtigen Augen genießt er die Majeſtät des Urwaldes, Sonnenauf- und Sonnenuntergang, das Dahingleiten der Ströme, die Reize der Pflanzen- und der kleineren Tierwelt. Nur wenn ein Grizzlybär ihm zu nahe über den Weg läuft, wünſcht er ſich einen Augenblick aus dem Stromerleben heraus — ſonſt genießt er es in vollen Zügen. Natürlich fehlt der Humor dabei nicht: z. B. wenn er eines Nachts entſetzt aufwacht, weil er einen heißen Hauch im Geſicht verſpürt. Beim Öffnen der Augen merkt er, daß ein Tier über ihm ſteht. Schon denkt er, daß er es mit einem Grizzlybären zu tun habe, da wendet ſich das — große ſchwarze Schwein, das ſich im Walde verirrt hat, erſchrocken um und läuft grunzend davon.

Übrigens iſt Bertſch nicht immer zu Fuß gewandert. Denn die amerikaniſchen Landſtreicher benutzen die Eiſenbahn ziemlich viel — als Straße und als Fahrzeug; in beiden Fällen, ohne einen Cent zu bezahlen. Warum ſie das tun,

ist leicht zu erklären; wie sie es machen, schon schwerer.

Wir sind gewöhnt zu hören, daß unsere Landstreichergilde zum Vorwärtskommen die Landstraße benutzt. In den Vereinigten Staaten ist das schwer, ja zum Teil ganz unmöglich, weil nur verhältnismäßig wenig Landstraßen vorhanden sind. Man bedenke, daß vor hundert Jahren fast nur der schmale Küstensaum östlich der Alleghanies besiedelt war und daß im Laufe eines Jahrhunderts nicht nur das gewaltige Mississippibecken, sondern auch die Felsengebirge und der Küstenstrich des Stillen Ozeans von der weißen Besiedelung in Besitz genommen wurden – insgesamt ein Gebiet, das dem Flächeninhalt Europas an Größe nicht allzusehr nachsteht. An Landstraßenbau dachte man bei der Fülle der wirtschaftlichen Aufgaben, die man vorfand, fast gar nicht. Um den Verkehrsbedürfnissen in einzelnen Teilen des immer weiter sich dehnenden Landes, das man in Besitz genommen hatte, Genüge zu tun, versuchte man zunächst die vorhandenen Wasserstraßen zu benutzen und sie durch den Bau von Kanälen zu erweitern. Dann aber, nachdem die Eisenbahnen erfunden waren, wurde das Land sehr energisch durch Anlage von Schienensträngen aufgeschlossen. Es ist bekannt, daß in keinem Lande der Welt das Eisenbahnwesen eine schnellere Entwicke-

Digitized by Google

lung genommen hat – nach der Bevölkerung berechnet – als eben in den Vereinigten Staaten. Das Zeitalter der Landstraßen ist also gewissermaßen übersprungen und sogleich durch das der eisernen Schienenwege ersetzt worden.

So kommt es denn, daß das Reisen über Land ohne Eisenbahn in den Vereinigten Staaten mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist, und je weiter man nach Westen kommt, desto mehr. Will man Wanderungen unternehmen, so muß man sich vielfach mit sehr schlechten Wegen zufrieden geben – oder man muß auf den Eisenbahnschienen wandern. Das ist natürlich mit Gefahren verknüpft, und man muß seine ganze Aufmerksamkeit beisammen haben, um beiseite zu springen, wenn ein Zug herankommt. Aber dem Amerikaner gewährt alles, was mit so einer kleinen Gefahr verknüpft ist, doppelte Freude, und er wandert daher mit Vorliebe auch dann auf den Schienen, wenn er leicht einen bequemeren Weg finden könnte. Es ist zwar verboten, wird deshalb aber um so lieber getan. Bei Landpartieen werden die Geleise, wo es möglich ist, überaus gern benutzt.

Die Tramps bevorzugen das Wandern auf Eisenbahnschienen nun auch deshalb, weil sie wissen, daß sie auch in den schwächer besiedelten Landstrichen auf diesem Wege am sichersten wieder in die Nähe

Digitized by Google

größerer Ansiedelungen kommen. Beobachtet man bei längeren Reisen in Amerika aufmerksam, so kann man ab und zu ein paar mehr oder weniger abgerissene Gestalten sehen, die den Zug an sich vorüberfahren lassen. Ein Plakat der Firma Bauer & Black in Chicago zur Ankündigung von Hühneraugenpflastern stellt in sehr komischer Weise dar, wie zwei solche Vagabunden auf einem Eisenbahngeleise durch die Landschaft wandern und wie hinter ihnen ein Zug naht. Die Bekleidung der beiden ist köstlich, namentlich ihr Versuch, ihre Kleider durch Wäscheklammern und Scharniere an Stelle der fehlenden Knöpfe zusammenzuhalten.

Von ganz besonderer Bedeutung sind die Eisenbahnen aber für die Herren Tramps in den westlichen Staaten, in denen die Besiedelung noch heute eine spärliche ist. Dort würden sie viele Stunden weit ohne Weg und Steg über die Felder zu laufen oder gar tagelang durch Gebirgsschluchten zu wandern haben, ehe sie wieder an menschliche Behausungen kommen. Und da ziehen sie denn die Eisenbahn vor — nicht so sehr um auf den Schienen zu Fuß zu wandern, sondern um sie als blinde Passagiere zu benutzen. An den Haltestellen können sie allerdings meistens den Zug noch nicht besteigen, da nicht selten besondere Polizisten mit der Aufgabe dort aufgestellt sind, die Landstreicher von den Zügen

Digitized by Google

fernzuhalten. Sie müssen daher die Kunst des „Dschumbens" erlernen, wie sich der amerikanische Landstreicher deutscher Abstammung ausdrückt, der „an die Road geht": „Dschumben" ist der verdorbene deutschamerikanische Ausdruck für das englische „jump" (springen). Der Landstreicher muß also während der Fahrt, möglichst von dem Zugpersonal ungesehen, auf einen unbenutzten Wagen aufspringen, also meist auf einen Güterwagen. Wie der Strolch auf oder vielmehr unter einem solchen fährt, das ist in etwas aufschneiderischer Weise in dem achten Kapitel des Carl Kellerschen Buches „Als Greenhorn im Westen von Nordamerika"*) geschildert worden. Keller nimmt zwar den Mund, wie auch sonst in seinem Buche, etwas sehr voll; wenn man aber den vierten Teil oder auch die Hälfte seiner Schilderung als Aufschneiderei abzieht, so kann das übrige als recht lebendige und anschauliche Schilderung einiger Seiten des Lebens im wilden Westen angesehen werden.

Entdeckt ein Zugbeamter, daß ein Tramp aufgesprungen ist, um „seine Fahrt zu stehlen" (wie der Deutschamerikaner sagt), und erwischt er ihn im Zuge, so ist das angewandte Verfahren sehr verschieden. Zuweilen läßt er ihn ganz unbehelligt —

*) Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1893.

Digitized by Google

wenn nämlich die Beziehungen des Zugpersonals zu den Tramps freundliche sind, wie das vielfach vorkommt. Hier und da besticht der Tramp auch den Zugbeamten – etwa mit dem zehnten Teil des regelrecht zu bezahlenden Fahrpreises. Wo dagegen die Beziehungen gespannte sind, kann es zu schlimmen Gewalttätigkeiten kommen; es entspinnt sich dann zuweilen ein heftiger Kampf, der gewöhnlich damit endigt, daß der Tramp ohne Gnade bei voller Fahrt von dem Zuge hinuntergestoßen wird. Häufig tun sich daher die Tramps zu Banden zusammen, gegen die das Zugpersonal kaum etwas ausrichten kann. Und die Bahnverwaltungen geben nicht selten unter der Hand die Weisung, gegen die Strolche nicht allzu scharf vorzugehen – nicht etwa aus Mitleid oder Menschenliebe, die ihnen meist fern liegen, sondern weil sie die Rache der Mißhandelten fürchten, die sich leicht darin äußert, daß Telegraphenleitungen und Bahngeleise zerstört, Züge zum Entgleisen gebracht, Frachtgüter und Eisenbahnwagen angesteckt werden. Bei dem gänzlichen Mangel an Bahnwärtern in den Vereinigten Staaten könnte gegen solche Zerstörungsversuche kaum wirksam eingeschritten werden.

Daß aber sehr häufig die geschilderte rohe Art, sich der ungebetenen Gäste zu entledigen, vorgezogen wird, dafür kann man manches Beispiel erzählen

hören. Wer das lehrreich und anziehend geschriebene Buch des Regierungsrates Alfred Kolb „Als Arbeiter in Amerika“*) gelesen hat, wird sich der Stelle entsinnen, an der nebenher erzählt wird, wie Kolb auf der Fahrt durch Arizona bei einem kurzen Aufenthalt wegen Maschinenfehlers vor der mächtigen Rio Colorado-Brücke am Fuße des hohen Eisenbahndammes ein paar menschliche Körper gewahrt habe, die sich bei näherer Besichtigung als unförmig aufgedunsene, von Raubvögeln angefressene Leichen herausstellten. In der Brusttasche der einen fand sich ein vergilbter deutscher Brief und ein zerschlissenes Endchen schwarz-weißer Seide. „Von allen, die es gleichgültig befühlten, sah nur ich: es hatte vor Zeiten ein eisernes Kreuz daran gehangen . . .“

Auch andere Todesfälle kommen vor. Josiah Flynt, der mit den Strolchen in der Union, in England, in Deutschland und in Rußland gewandert ist, erzählt in seinem ausgezeichneten Buche „Auf der Fahrt mit Landstreichern“**), es komme vor, daß Tramps, die sich in leeren Güterwagen während der Fahrt zum Schlafen niedergelegt haben, in diesen Wagen eingeschlossen und auf ein unbenutztes Geleise geschoben würden, wo sie dann nach ein paar Tagen

*) Berlin: Karl Siegismund, 1904.

**) Deutsch von Lili du Bois-Reymond im Guttentagschen Verlag in Berlin.

Digitized by Google

elend verhungerten, weil sie dort selbst beim lautesten Rufen sich nicht bemerkbar machen könnten . . .

Mancher Deutscher wandert als Tramp durch die westlichen Staaten Nordamerikas. Nicht nur Arbeiter, die nach neuer Beschäftigung suchen, befinden sich darunter, sondern auch manch früherer Angehöriger der „oberen Zehntausend", der infolge von Schuldenmachen oder anderem Leichtsinn, wenn nicht infolge schwererer Verfehlungen, der alten Heimat den Rücken kehren mußte und der im neuen Lande eine neue Heimat noch nicht gefunden hat. Entweder ist es diesen Leuten trotz eifrigen Suchens noch nicht gelungen, Arbeit zu finden — oder, was wahrscheinlicher ist, sie haben sich zu eifrigem Suchen nicht entschließen können; oder es sind endlich Naturen von so großem Unabhängigkeitstrieb und von so zigeunerhafter Wanderlust, daß sie es nirgends länger als ein paar Tage aushalten und dann wieder wochenlang als Tramp durch die Lande wandern, ehe sie sich abermals zu ein paar Tagen geregelter Tätigkeit entschließen. Man kann von den Deutschen in den westlichen Städten Amerikas manch lehrreiche Geschichte namentlich über diese letztgeschilderte Klasse der deutschen Tramps hören. So erzählte mir ein angesehener deutscher Arzt in St. Louis von einem stämmigen, dreißigjährigen Menschen, einem studierten Manne, dem Sohne

Digitized by Google

eines deutschen Konsistorialrats, der ihn flehentlich um Arbeit gebeten hätte und auch eine Zeitlang ganz eifrig gewesen wäre. Dann aber sei eine merkwürdige Unruhe über ihn gekommen, und eines schönen Tages sei der Vogel ausgeflogen gewesen, um ein bißchen nach Kalifornien zu wandern; die Entfernung von St. Louis aus dorthin ist ein wenig größer, als die von Paris nach Petersburg ... Nach etwa zwei Jahren sei er dann ebenso abgerissen wiedergekehrt. Eine bekannte Persönlichkeit unter dieser Klasse der deutschen Tramps ist ein Graf Blücher, der als Leutnant in Deutschland nicht recht wohl getan hat und deshalb über den großen Teich mußte.

Je weiter die Industrie in den Vereinigten Staaten nach Westen vorschreitet, desto mehr wird sich wahrscheinlich auch das Unwesen der Tramps entwickeln. Unüberlegte und unangebrachte Mildtätigkeit wird das ihre dazu tun — zumal wenn man glaubt, auf alle die polizeilichen und vor allem sozialen Mittel verzichten zu können, mit denen man z. B. in Deutschland so mühsam (und keineswegs erfolglos) das Übel der Landstreicherei bekämpft. Je dichter die Besiedelung der Vereinigten Staaten wird und je mehr Landstraßen gebaut werden, desto mehr wird sich allerdings wohl die Rotte der „dschumbenden" Tramps verringern. Um

Digitized by Google

so notwendiger wird aber andererseits für die Vereinigten Staaten werden, was sie bisher im Vollgefühl ihres wirtschaftlichen Überflusses den „alternden" europäischen Staaten überlassen zu können glaubten: soziale Fürsorge für die Masse der Arbeitslosen, die durch eine Wirtschaftskrisis ohne eigene Schuld „auf die Landstraße" — oder, wie man in Amerika fast noch sagen muß, „auf die Schienenstraße" — geworfen werden.

Digitized by Google

12.
Amerikaniſche Theater.

In ſeinen Lebenserinnerungen macht der frühere amerikaniſche Botſchafter in Berlin, Andrew D. White, die Bemerkung, daß er drei Dinge gern von Europa nach den Vereinigten Staaten übertragen ſehen möchte: das engliſche Kriminalverfahren, die Stadtverwaltung irgend einer Nation mit Ausnahme der Spanier und Türken — und das deutſche Theater. Man kann dieſe Bemerkung wohl verſtehen, denn das amerikaniſche Theater befindet ſich auf keinem ſehr vollkommenen Standpunkte. Einerſeits liegt das wohl daran, daß die amerikaniſche Literatur noch immer nicht voll entwickelt iſt. Betrachten wir die außerordentlich reichen Gaben, die Deutſchland, England, Frankreich, Rußland, die ſkandinaviſchen Länder uſw. zur Weltliteratur beigeſteuert haben, ſo nehmen ſich dagegen die bisherigen Beiträge Amerikas nicht ſehr ſtattlich aus. Aber das allein iſt nicht der Grund, weshalb die amerikaniſchen Theater nicht beſſere Stücke aufführen. Die dramatiſche Welt-

Digitized by Google

literatur wäre ja reich genug, um diesen Mangel gar nicht empfinden zu lassen, wenn man auf europäische Dramatiker zurückgreifen wollte. Es mutet deshalb auf den ersten Blick recht sonderbar an, daß der größte Dramatiker aller Zeiten, Shakespeare, in Amerika nur sehr selten aufgeführt wird, obwohl die Vorstellungen seiner Stücke stets so stark besucht werden, daß fast nie ein Platz zu haben ist. Daß seine Dramen dennoch nicht öfter gegeben werden, muß also wohl auf dem Mangel an geeigneten Schauspielern beruhen. Auch in England, dessen Theaterwesen ja ebenfalls arg darniederliegt, ist Ähnliches zu beobachten.

Zum Teil ist dies darauf zurückzuführen, daß in Nordamerika, wo so gewaltige wirtschaftliche Aufgaben zu lösen waren, die Blüten des geistigen Lebens zunächst keine Entwickelungsmöglichkeit finden konnten. Außerdem wurde das Theater hier ursprünglich mit noch größerem Argwohn betrachtet als auf dem festländischen Europa. Zu einer Zeit, in der bei uns Lessing die „Minna von Barnhelm" schuf, in der die italienischen Theater die höchste Blüte ihrer Entwickelung erreichten, war die Bühne in Nordamerika fast noch verpönt. Dem Puritaner der Neu-England-Staaten galt sie als Sündenpfuhl. Noch 1750 waren Theater in Boston streng verboten. Und sie mochten sich um so langsamer

Digitized by Google

einbürgern, als ſie urſprünglich nach engliſchem Muſter eine Art Verbindung von Theaterlogen und Grogſtuben darſtellten.

Erſt 1794 wurde in Boſton das erſte eigentliche Theater errichtet. Der Unwille der Bevölkerung darüber war aber ſo groß, daß dieſes erſte Theatergebäude und einige ſpäter errichtete bald ihren unheiligen Zwecken wieder entzogen und in Predigthallen umgewandelt oder für ähnliche Zwecke beſtimmt wurden. Noch i. J. 1839 wurde öffentlich erklärt, daß Boſton nie wieder ein Theater dulden würde. Wie es aber mit ſolchen Vorausſagungen geht: 30 Jahre danach beſtanden dort dennoch fünf Theater, und heute beträgt ihre Zahl mehr als das Dreifache . . . .

In New York, wo der Puritanismus nie eine ſo große Rolle geſpielt hat wie in den Neu-England-Staaten, wurde das erſte Theater ſchon 1733 gebaut, während die erſte Opernvorſtellung 1750 ſtattfand. 1825 wurde ſogar eine italieniſche Oper eröffnet. Heute ſind in der Stadt New York gegen 100 Theater zu finden. Und auch die ſüdlicher gelegenen Großſtädte (Baltimore, Philadelphia, New Orleans uſw.) beſaßen Theater und Opern ſchon viel früher als die Städte Neu-Englands. Die ſchnell aufkeimenden Großſtädte des Weſtens, Chicago an der Spitze, haben ſich von puritaniſchem Geiſte

Digitized by Google

nun schon gar nicht hemmen lassen. In ihnen sind die Theater mit Blitzesschnelle entstanden, wenn die Bevölkerung der Städte auch erst wenige Tausende zählen mochte. (Vergl. die Gründung des Jenny Lind-Theaters in San Francisco*).

Findige Unternehmer suchten die Theater auch den Einwohnern schwach bevölkerter Gegenden nahe zu bringen. Schon in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts gab es schwimmende Theater. Man hatte Flußdampfer zu Theaterzwecken umgebaut, ihnen als Hauptraum einen Theatersaal gegeben und fuhr nun mit ihnen die großen Flüsse auf und ab, um in kleineren Städten — große gab es damals mit Ausnahme von New Orleans am Mississippi kaum — zu landen und einige Tage zu spielen.

Die Teilnahme des Publikums an allen Dingen, die das Theater betreffen, war schon damals eine große. In der Geschichte der Stadt New York z. B. spielt eine besondere Rolle der sogenannte Astor Place-Aufruhr vom Mai 1849, der durch die leidenschaftliche Parteinahme des Publikums für und wider einen Schauspieler veranlaßt war. 36 Personen wurden verwundet, 22 Menschen büßten ihr Leben ein, da die Polizei von der Schußwaffe Gebrauch machen mußte, um die Ruhe wieder herzu-

*) Siehe in dem Aufsatz „Aus der ersten Geschichte der Stadt San Francisco" S. 60 dieses Buches.

Digitized by Google

stellen. Die Veranlassung war der Schauspieler Forrest, damals der ausgesprochene Liebling der Nordamerikaner. Forrest hatte eine Gastreise nach England unternommen; dort hatte man ihn, als er den Macbeth spielte, ausgepfiffen, obwohl er in anderen Rollen sehr gefallen hatte. Forrest glaubte, daß das Auspfeifen auf eine Intrigue seines englischen Nebenbuhlers Macready zurückzuführen sei, und suchte sich an ihm zu rächen, als Macready in Edinburgh als Hamlet auftrat. Forrest hatte zu der Vorstellung eine Loge genommen, erhob sich mitten während des Spiels und pfiff Macready aus. Daß er dadurch alle Gunst beim englischen Publikum verlor, ist nicht weiter verwunderlich. Nun unternahm Macready kurz darauf seinerseits eine Gastreise durch die Vereinigten Staaten und beabsichtigte im Astor Place Opera House in New York als Macbeth aufzutreten. Bei dieser Gelegenheit kam es zu den erbitterten Kämpfen im Publikum, die durch das Einschreiten der Polizei den Tod und die Verwundung so vieler Menschen zur Folge hatten. Drei Jahre später drohte nochmals ein großer Theater-Skandal, als Forrests Frau, die sich von ihm hatte scheiden lassen, zum ersten Male wieder auf der Bühne auftreten sollte. Denn Forrest wurde vom Publikum vergöttert, obwohl er von den Gerichten für den schuldigen Teil erklärt war und seiner Frau

Digitized by Google

jährlich 12 000 Mark Unterhaltungsgelder zahlen mußte. Wieder war ein großes Polizei- und Truppen-Aufgebot notwendig, mit dessen Hilfe es diesmal gelang, Ruhestörungen zu verhüten. —

Es ist bezeichnend für die Wandlung im Theaterwesen der Vereinigten Staaten, daß die Lieblinge des Publikums vor einem halben Jahrhundert Shakespeare-Rollen spielten, während die heutigen Theaterlieblinge in Nordamerika in belustigenden oder sentimentalen Stücken auftreten — und daß die großen Schauspieler vor 50 Jahren ein reiches Repertoir hatten, während sie heute mit Vorliebe Jahr für Jahr dieselben Rollen spielen. Zweifellos wäre es falsch, etwa zu glauben, daß den heutigen amerikanischen Schauspielern die Befähigung fehle, sich zu hohen Aufgaben heranzubilden. Vielleicht mangelt ihnen nicht einmal der nötige Wille und die Tatkraft. Was aber die große Mehrzahl von ihnen verhindert, sich an bedeutende Rollen heranzuwagen, ist das niedrige Niveau der Stücke, in denen sie gewöhnlich spielen müssen. Selbst auf dem kleinsten Theater in Deutschland wird ab und zu einmal ein klassisches Stück gegeben, und jeder Schauspieler, der vorwärts kommen will, sucht sich in die Rolle besserer Dramen hineinzuarbeiten. In Amerika erwachsen dem Schauspieler wesentlich andere Aufgaben. Der Held des Stückes muß nicht etwa

Digitized by Google

durch Leidenschaft, durch Beredsamkeit, durch edles und vornehmes Wesen auf das Publikum wirken — sondern die Hauptanforderungen an ihn sind, daß er ein hübscher Kerl ist, mit den Augen zu blitzen und auf der Bühne einen tadellosen Ringkampf zu vollführen weiß. Ihm gegenüber steht der Schurke, der durch mordlustigen Blick, unverschämtes Wesen und ebenfalls durch Gewandtheit im Kampfe von Mann zu Mann zu wirken hat. Die Hauptrequisitenstücke sind Revolver und Messer. Je öfter geschossen wird, desto mehr kommt das Publikum auf seine Rechnung, und wenn auch nur in jedem Akte sinnlos etwa ein Dutzendmal in die Luft geknallt wird!

So merkwürdig das scheinen mag: die beiden geschilderten Charaktere stehen tatsächlich in der großen Mehrzahl der Stücke, die in Amerika gegeben werden, einander gegenüber. Wir kennen sie in Deutschland nur an einigen wenigen alten Volks- und Vorstadttheatern; die Hamburger Vorstadttheater z. B. sind vor einigen Jahren von Julius Stinde köstlich geschildert worden. In Amerika ist der literarische Geschmack weiterer Kreise nicht so durchgebildet wie in Deutschland mit seiner langen künstlerischen Tradition. Die Farmer und Geschäftsleute wollen abends etwas Aufregendes sehen, und soweit sie nicht in die Variété-Theater strömen, be-

Digitized by Google

suchen sie mit Vorliebe die in jeder Stadt von auch nur mittlerer Größe mehrfach anzutreffenden Theater, in denen Stücke der oben angedeuteten Art gegeben werden.

Zwei bezeichnende Beispiele, über die ich mich königlich amüsiert habe, mögen hier kurz erzählt sein.

Das erste war die Aufführung eines Stückes mit dem schönen Titel „The black hand“ („Die schwarze Hand“) in Los Angeles, der bedeutendsten Stadt des südlichen Kalifornien. Schon das Bild, das auf den Maueranschlägen zum Besuch der Vorstellung einlud, war grausig schön; die Vorstellung selbst aber übertraf meine Erwartungen noch bei weitem.

Die „Schwarze Hand“ sollte eine Verbrecherbande im Staate Kentucky sein, dem man nachsagt, daß er nicht ganz arm an solchen Banden gewesen sei. Der Führer dieser Bande — eben der Schurke des Stückes — übt eine Schreckensherrschaft in der ganzen Umgebung aus, indem er Erpressungsversuche wirksam durch Übersendung von Briefen der „Schwarzen Hand“ unterstützt, in welchen bei Nichterfüllung seiner Forderung schwere Schädigung oder der Tod angedroht wird. Auf der Bühne wurde dieser sympathische Charakter von dem Schauspieler, der die Rolle gab, noch weiter durch einige merkwürdige Gebärden verdeutlicht, die das Publikum in das reinste Entzücken versetzten: so z. B. dadurch,

Digitized by Google

daß er sein Bowiemesser aus der Scheide zog und die Klinge von links nach rechts fletschend durch die Zähne zog.

Dieser besagte Schurke wirbt nun um die Hand der Tochter eines erblindeten Offiziers, der mit seinem Sohn und seiner Tochter eine Farm bewirtschaftet. Das Herz der Schönen ist aber einem eben so edlen, wie schönen, wie tapferen jungen Farmer der Umgegend zugetan. Der Vater nimmt eine schwankende Stellung ein, weil er nicht weiß, daß die „Schwarze Hand" von dem ersten Bewerber geführt wird, dessen Charakter er vielmehr durchaus verkennt. Die beiden Nebenbuhler intrigieren daher auf das munterste gegeneinander.

Die Höhepunkte des Stückes zeigen zugleich die Grobheit seiner Effekte am deutlichsten. Da ist einmal die Szene der Werbung des Schurken um die Offizierstochter. Der alte Herr drückt sich unbestimmt aus und verläßt schließlich, um nicht zu einer Entscheidung gezwungen zu werden, das Zimmer. Die Tochter, die den Charakter des Schurken genau kennt, hat sich vor Zorn kaum zurückhalten können, seine Machenschaften vor ihrem Vater zu enthüllen — aber sie hat diese Selbstüberwindung doch besessen, weil sie ihren Bruder, der sich in die Schlingen der „Schwarzen Hand" hat locken lassen, nicht ins Verderben stürzen will. Jetzt, unter vier Augen, ent-

Digitized by Google

lädt sich ihre ganze Wut gegen den Schurken, indem sie hochaufgerichtet auf ihn zuschreitet, ihm zornerfüllt gerade ins Gesicht sieht — und ihm eine schallende Ohrfeige versetzt. Das Publikum rast vor Entzücken, denn der Schurke darf nach den ritterlichen Anschauungen, die in dieser Beziehung selbst in den untersten Schichten des Yankeetums herrschen, ein weibliches Wesen nicht wiederschlagen. Die Schauspielerin hatte damit das Publikum völlig erobert — es war deutlich zu spüren, wie es ihr diese Großtat ihrer Rolle als persönliches Verdienst anrechnete.

Dann eine zweite, vom Publikum nicht minder geschätzte Szene! Der alte Herr wünscht von seiner Blindheit geheilt zu werden und hört von einem berühmten Augenarzt, der sich soeben in der benachbarten Stadt niedergelassen haben soll. Dieser Augenarzt ist kein anderer als der schöne, edle, tapfere junge Farmer, den seine Tochter liebt und der beschlossen hat, das Herz des Vaters durch eine besonders edle Tat im Sturm zu gewinnen. Zu diesem Zweck hat er schnell noch ein bißchen Medizin studiert und sich auch sogleich — man denke! — eine hervorragende Geschicklichkeit in der Operation des Stars erworben. Diese Geschicklichkeit übt er jetzt an dem alten Herrn, ohne daß dieser weiß, wer der Arzt ist; der schöne Farmer spricht einfach kein Wort, um den alten Herrn nichts merken zu lassen! Alles so

natürlich wie möglich . . . Nun iſt der alte Herr geheilt, indes der Schurke, der ſonſt alles auszukundſchaften weiß, weder von der Fahrt nach der benachbarten Stadt, noch von der erfolgreichen Operation irgend etwas gehört hat. Er wiederholt ſeine Bewerbung, und da ſie diesmal auf energiſchen Wunſch der Tochter auch von dem alten Herrn abgeſchlagen wird, zieht er leiſe ſeinen Revolver hervor und richtet ihn auf die junge Dame. Der alte Herr nun, den der Schurke für blind hält, geht dabei im Zimmer auf und ab und weiß es ſo einzurichten, daß er im Augenblick der höchſten Gefahr dicht an den Schurken herankommt und ihm urplötzlich, mit einem überraſchenden Satz, den Revolver aus der Hand ſchlägt.

Tableau!!! Das Publikum raſt und will ſein Opfer haben, ſo daß es für den Schauſpieler, der den Schurken gibt, überaus erwünſcht iſt, daß er ſich durch ſchleunige Flucht retten kann.

Endlich die dritte Szene. Der ſchöne, edle, tapfere junge Farmer iſt noch immer nicht am Ziel ſeiner Wünſche angelangt, da der Schurke alle Macht der „Schwarzen Hand" aufbietet, um ſeine Abſichten zu durchkreuzen. Die Offizierstochter will nun eine frühere Negerſklavin, die alte Maria, in ihrer ärmlichen Hütte in einem benachbarten Felstal beſuchen. Der Schurke aber hat beſchloſſen, ſie hier zu über-

Digitized by Google

fallen. Der schöne junge Farmer hat seinerseits davon erfahren; da er aber allein ist, während der Schurke wahrscheinlich mit Hilfsmannschaften auf der Bildfläche erscheinen wird, so bringt er nur schnell seine Warnung in der Hütte der Maria vor und eilt dann hinweg, um selbst auch Hilfe herbeizuholen. — Bald darauf verschafft sich der Schurke gewaltsam Eintritt. Er findet Maria allein und beschließt, an ihr Rache zu nehmen, weil sie schon immer seinem Feinde beigestanden hat. Gesagt, getan — er fängt also an, sie auf der Bühne zu würgen. Sie schreit und stöhnt und sucht sich zu wehren. Vergebens. Seine Faust schließt sich immer fester um ihre Gurgel zusammen, und das atemlos gespannte Publikum sieht nun mit an, wie ihr Widerstand allmählich immer schwächer wird — und wie sie nach einigen Minuten von ihm als Leiche auf den Boden geworfen wird. Mit derbster Realistik schleift er sie dann noch über die ganze Bühne hinüber, um den Leichnam auf ein Bett zu werfen. Das Publikum ist in höchster Erregung — keine Szene im ganzen Stück hat ihm so gut gefallen, wie diese. Die Frage: „Was wird nun geschehen?" ist auf allen Gesichtern zu lesen ....

Wieder pocht es an der Tür. Die Spannung wächst noch höher. Die Offizierstochter erscheint, da sie glaubt, nur Maria zu finden. Der Schurke öffnet,

Digitized by Google

ſchließt aber ſofort hinter der ahnungslos Eintretenden wieder ab. Nun hat er ſie in ſeiner Gewalt! Und es beginnt eine Szene voll von furchtbarer Angſt für die ſo Gefangene – bis plötzlich, als die Not am größten iſt, der tapfere junge Farmer wieder erſcheint. Da er nicht durch die Tür hereinkonnte, iſt er einfach aufs Dach geklettert und kommt jetzt durch den Kamin heruntergerutſcht. So entſpinnt ſich nun, was in einem amerikaniſchen Volksſtück nicht fehlen darf: der kunſtgerecht ausgeführte, mehrere Minuten in Anſpruch nehmende Ringkampf zwiſchen den Feinden, der ſelbſtverſtändlich mit dem Siege des Helden endet . . . .

Einige Monate, nachdem ich die „Schwarze Hand“ im äußerſten Südweſten der Vereinigten Staaten geſehen hatte, ſah ich im Nordoſten, in Buffalo, ein Stück mit dem unſchuldigen Titel „Der Leuchtturm am Meer“. Dieſer Titel würde nicht die Hunderte ins Theater gelockt haben, die jeder Vorſtellung beiwohnten. Das beſorgten wieder die Maueranſchläge, die mehrere aufregende Szenen des Stückes im Bilde wiedergaben – ähnlich wie die Titelblätter unſerer Schundromane. Die ganze Geſchichte drehte ſich wieder um den Kampf zwiſchen dem Helden und dem Schurken, die dasſelbe junge Mädchen zur Frau begehren. Ihr Vater iſt diesmal ein Leuchtturmwärter, der ſich zur Ruhe ſetzen will und

Digitized by Google

deſſen Nachfolger ernannt werden ſoll. Beide Nebenbuhler bewerben ſich um den Poſten und intrigieren gegeneinander. Es wäre ermüdend, wollte ich alle ihre Züge und Gegenzüge genau erzählen. Wie in der „Schwarzen Hand" baut ſich auch die Pſychologie dieſes Stückes auf den abenteuerlichſten Vorausſetzungen auf.

Ich will nur die Szene ſchildern, die im Publikum das größte Entzücken hervorrief. Das war die Schlußſzene des vierten Aktes, die etwa folgenden Inhalt hatte. Man ſah auf dem linken Teil der großen Bühne das Innere des Leuchtturms: die Wohnſtube des Wärters, in der er ſich mit ſeiner Tochter aufhielt, eine kleine Vordiele, und von dieſer in die Höhe ſteigend die Treppe, die oben beim Leuchtfeuer endete. Rechts erblickte man ein Stück des Strandes und von dieſem aufragend einen großen Felſen, der die Höhe des Leuchtturms ſelbſt erreichte. Man denke, wie groß die Wahrſcheinlichkeit iſt, daß man einen Leuchtturm, der doch weithin ſichtbar ſein ſoll, unmittelbar neben einen Felſen ſetzt, der genau ſo hoch iſt wie er! Hinter dem Strande und dem Felſen brandet das Meer, denn es iſt eine ſchreckliche Sturmnacht. Ängſtlich ſitzen der alte Wärter und ſeine Tochter unten im Zimmer zuſammen, das brennende Leuchtfeuer ſelbſt iſt ohne Bedienung. Der Held iſt mit einem Boote fortgefahren; jede Minute

Digitized by Google

erwartet man ſeine Rückkehr. Selbſt das ungeſchickte Dienſtmädchen – auch eine ſtehende Figur des amerikaniſchen Theaterſtückes – iſt zufällig vom Leuchtturm abweſend. Übrigens muß ſie am Tage Wäſche zum Trocknen aufgeſpannt haben, und zwar an der bequemſten Stelle, die ſich denken läßt: die Wäſcheleine geht nämlich von der Spitze des Leuchtturms zu dem Felſen hinüber. – Das Meer wird immer unruhiger und wilder. Plötzlich erſcheint der Schurke, der ſich heimlich an den Leuchtturm heranſchleicht, von außen in das Zimmer ſpäht und dann die Vordiele betritt. Das junge Mädchen hat eine Tür gehen hören, ſie kommt aus dem inneren Zimmer heraus, um nachzuſehen, wer draußen iſt. Schon überfällt der Schurke ſie, bindet ſie und ſteckt ihr einen Knebel in den Mund. Dann begibt er ſich in die Stube, um auch den Alten in gleicher Weiſe unſchädlich zu machen. – Alsdann beſteigt er den Leuchtturm. Sein teufliſcher Plan iſt, das Leuchtfeuer auszulöſchen, um es ſo dem Helden unmöglich zu machen, den bergenden Strand zu erreichen. Er löſcht das Feuer – man ſieht und fühlt, wie das Publikum eine Gänſehaut nach der anderen erleidet und wie es innerlich vor Spannung zittert. Widerlich grinſend kommt der Schurke die Treppe wieder herunter und, um ganz ſicher zu ſein, daß niemand das Leuchtfeuer wieder anzünden kann, ſchlägt er

Digitized by Google

hinter sich die ganze Treppe mit Beilhieben Stufe für Stufe in Stücke. Als er unten ist, atmet er frohlockend auf und verläßt mit wilder Gebärde den Leuchtturm und die beiden gebundenen Opfer, weil er den Untergang des Helden nun für besiegelt hält.

Aber er hat seine Rechnung ohne — das Dienstmädchen und die Wäscheleine gemacht! Der weibliche Tolpatsch erscheint nämlich kurz darauf, findet die Gebundenen, befreit sie, erfährt von ihnen, was sie übrigens auch mit eignen Augen sieht, daß das Leuchtfeuer gelöscht und die Treppe zerstört ist, während der Sturm immer heftiger wütet — und nach kurzer Ratlosigkeit fährt ihr wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, daß man ja von dem Felsen aus auf der Wäscheleine zum Leuchtturm hinüber könne, um dort das Feuer mit einer Fackel wieder anzustecken! Gesagt, getan! Sie entzündet die Fackel, klettert auf den Felsen und besteigt die Wäscheleine, auf der sie nun mit großer Geschicklichkeit, zur wilden Freude der gesamten Zuschauer, entlang balanciert, bis sie glücklich den Turm erreicht und das Feuer wieder entfacht hat. Es war die höchste Zeit, denn schon hört man die Rufe des Helden, der in seinem Boote herannaht und fürchtet, an den Klippen zu zerschellen, wenn nicht schnell das rettende Feuer sich zeigt. . . . Nach

Digitized by Google

vollbrachter Tat geht die Tapfere ſelbſtverſtändlich auf demſelben Wege wieder zurück.

Ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß eine aus mehreren hundert Köpfen beſtehende Menge ſich vor Freude ſo wahnſinnig geberden könnte, wie das Publikum bei dem letzten Teil dieſer Szene. Brüllende Bravorufe, Händeklatſchen, Füßeſtampfen, ſchrilles Pfeifen — in Nordamerika auch ein Beifallszeichen — erſchütterten minutenlang die Luft. Und es ergötzte mich bis ins Innerſte, daß man ſich wirklich nicht eher zufrieden gab, als bis das Leuchtfeuer wieder ausgelöſcht wurde und die ungeſchickte, geſchickte Magd ihre Heldentat wiederholte, indem ſie noch einmal über die Wäſcheleine hinüberbalancierte und auf demſelben Wege wieder zurückkehrte! Ein fühlbarer Wonneſtrom durchlief die Zuſchauer.

Soll man ein ſolches Stück in einer Geſellſchaft mit anſehen, die auch nur von der einfachſten literariſchen Bildung beleckt iſt, ſo wird man ihm kaum Geſchmack abgewinnen können. . . . Inmitten dieſes Publikums aber hatte ich die größte Freude — nicht ſo ſehr an dem Blödſinn des Stückes als eben an den Zuſchauern. Denn es iſt ſicher ein außerordentlich gutes Zeichen für die geiſtige Geſundheit eines Volkes, wenn es ſich über ſo naive Dinge in dieſer kindlichen Weiſe freuen kann. So oft ich drüben ein Theater beſucht habe, iſt mir

dieſer friſche Zug, der unvereinbar mit jeglicher Blaſiertheit iſt, erfreulich aufgefallen. Ich habe ſchon deshalb oft die Gelegenheit wahrgenommen, die Theater zu beſuchen.

Man glaube übrigens nicht, daß die beiden geſchilderten Stücke literariſch tiefer ſtanden, als die meiſten anderen amerikaniſchen „Dramen“. Gewiß gibt es Theater, wie z. B. das der Mrs. Fiſk in New York, das „Manhattan Theatre“, deren Stücke auf höherem Niveau ſtehen. Aber allzu hoch iſt es auch dann nicht, und wo nicht naive Raufſzenen und Heldentaten wie die geſchilderten vorkommen, da muß man ſich mit Sentimentalitäten und melodramatiſchen Aktbildern zufrieden geben. Faſt ſind mir dann die erſteren noch lieber.

Reichlich ſind ſolche Urwüchſigkeiten auch in den Sherlock Holmes-Stücken zu finden, die drüben — jetzt ja auch bei uns — mit Vorliebe gegeben werden. Sie ſtellen bekanntlich Dramatiſierungen der Erzählungen Conan Doyles von den ſcharfſinnigen Verbrecher-Jagden des Londoner Detektivs Sherlock Holmes dar. Von pſychologiſcher Entwickelung, die jedes gute Drama bieten ſoll, kann daher gar nicht die Rede ſein — denn die Weſenseigenart der Sherlock Holmes-Erzählungen beſteht ja gerade darin, daß der Verdacht der Täterſchaft von allen Anderen in falſcher Richtung geſucht wird und daß

Digitized by Google

der geniale Feind des Verbrechens urplötzlich eine für ganz unſchuldig gehaltene Perſon des Verbrechens überführt. So etwas zu dramatiſieren, iſt ungefähr dasſelbe wie Champagner in Kaffeetaſſen anbieten . . . .

In San Francisco ſah ich ein ſolches Sherlock Holmes-Stück, das dramatiſierte „Zeichen der Vier". Der Haupteffekt beſtand darin, daß Sherlock Holmes, der den Verbrechern als verkleideter Schiffer dicht auf der Spur iſt, von dieſen im letzten Augenblick erkannt, überwältigt, gebunden und auf ein Pulverfaß geſetzt wird, deſſen Lunte ſie anzünden. Bevor die Verbrecher die Bühne verlaſſen, fragen ſie den in ſo angenehmer Lage Befindlichen, ob er noch einen Wunſch habe. Dieſer äußert in aller Ruhe, daß er gern noch eine Zigarre rauchen möchte, die ihm denn auch aus ſeiner eigenen Zigarrentaſche verabreicht wird; einer der Verbrecher iſt ſogar ſo freundlich, ihm Feuer zu geben. Dann verlaſſen ſie ihn. Sherlock Holmes, der die Sachlage natürlich wohl überdacht hat, ſucht mit ſeiner Zigarre die Stricke durchzubrennen, die ihm die Arme an den Körper ſchnüren. Aber vergebens . . . . Er ergibt ſich dann in ſein Schickſal und raucht ſeelenruhig ſeine Zigarre weiter — bis ihm ſchließlich die Rettung doch noch in Geſtalt der Frau des einen Verbrechers kommt, die entrüſtet iſt, daß in ihrer Stube etwas auf dem

Digitized by Google

Boden brennt, und die deshalb die brennende Lunte mit kräftigen Füßen austritt .... Nachdem sich Ferdinand Bonn der Dramatisierung der Sherlock Holmes-Erzählungen angenommen hat, können wir in Deutschland ja auch noch ähnliches erleben.

Außerordentlich beliebt sind in den Vereinigten Staaten auch Räuberstücke. Den Stoff dazu braucht man nicht wie in Deutschland aus vergangenen Jahrhunderten herbeizuholen, sondern er liegt in diesem Lande der erst begonnenen Kulturentwickelung, namentlich im Westen, förmlich auf der Straße. Eines der bekanntesten und beliebtesten Räuberstücke schilderte z. B. die frechen Räubertaten von Jesse James, der noch vor zwanzig Jahren den Staat Missouri und die angrenzenden Staaten unsicher machte. James besaß einen riesenhaften Körper, eine mächtige Stimme und die Kraft eines Bären; zudem zeichnete er sich durch eine Tollkühnheit aus, die jede sonst bekannte Frechheit überstieg. So ritt er z. B. eines schönen Tages, nur von seinem Bruder begleitet, an das Eingangstor einer großen Ausstellung in Kansas City und nahm dort in Anwesenheit von 40 000 Menschen mit voller Ruhe die gesamte Kasse fort, um mit ihr davonzujagen. Später ist er von seinem besten Freunde verraten und von hinten erschossen worden. Selbstverständlich hat dieser tragische Tod nicht nur dazu beigetragen, den roman-

Digitized by Google

tischen Nimbus, der diesen Räuberhauptmann umgab, zu verstärken, sondern alle Theater-Stücke, in denen er die Hauptrolle spielt, außerordentlich beliebt zu machen.

Übrigens wird wohl kein amerikanisches Theaterstück nur in einer einzigen Stadt gegeben. In einem Lande, dessen Bevölkerung so unruhig hin und her strömt, wie die der Vereinigten Staaten, reisen auch die Schauspielergesellschaften viel mehr herum als etwa in Deutschland. Nicht nur wirklich bedeutende oder besonders unternehmende Schauspielertruppen gehen auf Gastspielreisen, sondern die Schauspielergesellschaften reisen fast ohne Ausnahme beständig im Lande umher. Die Kosten erhöhen sich trotz der Reise-Ausgaben nur scheinbar, denn man beschränkt sich darauf, so lange wie möglich immerfort dasselbe Stück zu geben. Wenn eine Stadt genügend damit beglückt ist, findet man in der nächsten wieder für einige Tage oder Wochen volle Häuser. Die Ausgaben für Kostüme und Ausstattung verringern sich dadurch erheblich. Aber die Folge ist andererseits auch, daß selbst, wo wirkliche Schauspielerkunst sich entwickeln könnte, nur die glatte äußere Fertigkeit großgezogen wird. Der Schauspieler gibt durchschnittlich etwa 300- oder gar 500mal hintereinander dieselbe Rolle und wird dabei zur wirklichen Maschine. Eines der er-

folgreichsten amerikanischen Theaterstücke war „The old Homestead“; es wurde volle 25 Jahre lang gespielt! Fast ebenso lange behauptete sich „Shore Acres“. Jefferson, einer der Lieblingsschauspieler des amerikanischen Publikums, hat seinen Rip van Winkle, ein sentimentales Rührstück ohne literarischen Wert, mehr als 30 Jahre lang gegeben, ohne eigentlich etwas anderes zu spielen. Und das Publikum würde ihm namentlich in den Großstädten gram sein, wenn er nicht jeden Winter wieder die Rolle vor ihm ein paar Wochen lang herunterspielen wollte. Er ist dabei allerdings vielfacher Millionär geworden. Als man aber versuchte, dieses Stück in England einzubürgern, dessen Bühnenwesen doch auch nicht auf allzu glänzender Höhe steht und dessen Theater ebenfalls monate- oder jahrelang dasselbe Stück zu geben pflegen, konnte es sich trotz ausgezeichneter Aufführung doch nur einen einzigen Monat lang halten.

Durch dieses maschinenmäßige Herunterspielen eines und desselben Stückes wird alles, was in dem amerikanischen Schauspieler an Bedeutung steckt, verdorben oder in falsche Wege geleitet. Das ist eine der wichtigsten Ursachen für den Tiefstand des amerikanischen Theaters. Gewiß werden bei diesem System auch mittelmäßige Schauspieler dazu gebracht, eine gewisse Spielfertigkeit zu erzielen — das Repertoirspielen aber, das schließlich

Digitized by Google

allein hervorragende Schauspieler bildet, wird zur Unmöglichkeit.

Es kann bei dieser Sachlage nicht wundernehmen, daß sich auch im Theaterwesen in den Vereinigten Staaten eine Wirtschaftsform herausgebildet hat, die zweifellos die schwersten kulturellen Gefahren mit sich bringt: der Trust. Nicht nur der Handel mit Petroleum, mit Zucker usw. wird monopolisiert, sondern die Trustbildung macht sich auch auf Gebieten bemerkbar, auf denen man sie kaum für möglich halten sollte. So gibt es z. B. einen Schulbüchertrust, der behauptet, daß er bereits mehr als vier Fünftel aller in den Vereinigten Staaten gebrauchten Schulbücher in Händen habe.

Der Theatertrust bildete sich 1896 zuerst unter der Form des Syndikats, begründet von Klaw, Erlanger und Frohmann. Er umfaßte damals 37 verschiedene Theater in den größeren Städten. Alle diese Bühnen mußten sich verpflichten, nur Schauspielergesellschaften des Syndikats spielen zu lassen. Als Gegenleistung verpflichtete sich dieses, daß die angeschlossenen Theater für jede Woche der üblichen Spielzeit gemietet werden sollten. Die bekanntesten und beliebtesten Theater- und Schauspielergesellschaften wurden so dem Syndikat untertänig gemacht, und den unabhängigen Schauspielern, die sich gegen diese Barbarei wehrten, waren infolge-

Digitized by Google

dessen die großen Bühnen verschlossen – sie konnten nur noch an Theatern zweiter Güte auftreten. Eine gute Gesellschaft nach der anderen, ein bedeutender Schauspieler nach dem anderen wurden dadurch mürbe und des Kampfes müde – und heute beherrscht der große Theatertrust unter Frohmanns Herrschaft fast das gesamte Bühnenwesen der Vereinigten Staaten unter einheitlicher Leitung. Wer sich nicht fügt, dem werden die größten Schwierigkeiten gemacht, und nur wer neben einem berühmten Namen über außergewöhnlich große Geldmittel verfügt, kann hoffen, sie zu überwinden. So wagte Sarah Bernhard ihre große Gastspielreise durch die Vereinigten Staaten i. J. 1906 gegen die Schikanen des Theatertrusts, mit dem sie sich nicht hatte einigen können und der ihr deshalb sämtliche Theatergebäude sperrte, über die er zu bestimmen hat. In Zirkuszelten und Tanzsälen, in Scheunen und Rollschuhbahnen mußte sie spielen, da ihr die meisten eigentlichen Kunsttempel verschlossen waren. Einer Schauspielerin mit weniger bekanntem Namen wäre es jedenfalls nicht geglückt, auf ihrer Reise 4 350 000 Mark Einnahmen und davon 1 220 000 Mark Reingewinn zu erzielen . . . .

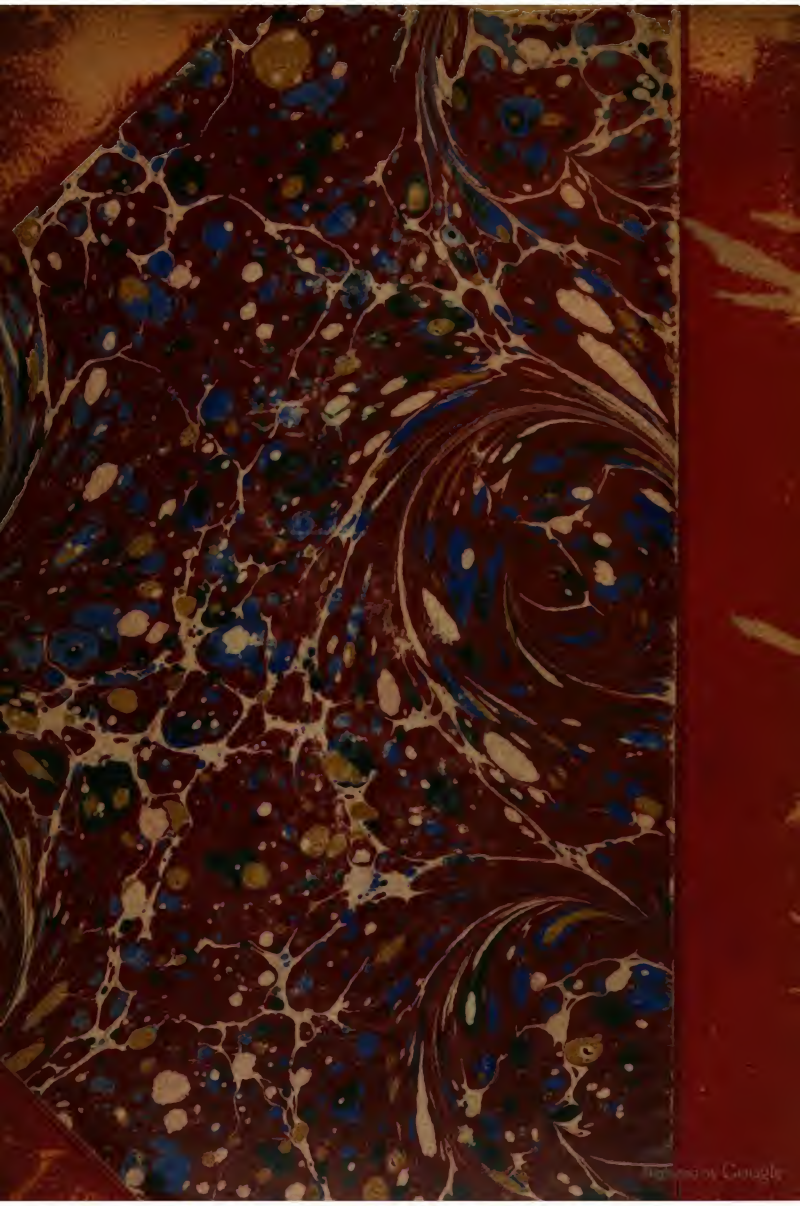
Die schnelle Entwickelung des Theatertrusts – dem übrigens auf dem Gebiet der Variété-Theater die United States Amusement Company zur Seite

Digitized by Google

steht – hat eine nennenswerte Zahl unabhängiger, wenn auch kleiner Bühnen nicht mehr übrig gelassen. Zu den wenigen unabhängigen Theatern zählen namentlich die fremder Nationalität: so z. B. das Deutsche Theater am Irving Place in New York und die berühmte Oper im Metropolitan Opera House, die beide unter der vortrefflichen Leitung des Deutschen Conried stehen. Oder sollten sie auch schon zum Trust übergegangen sein? Ferner sind vom Trust unabhängig die hochinteressanten jiddischen und das chinesische Theater. Jene spielen nur Stücke in jiddischer Sprache, d. h. in der eigentümlichen aus hebräischen und deutschen Worten gemischten Sprache, die die jüdische Bevölkerung in Russisch-Polen und Rumänien spricht. Solcher Theater bestehen seit der starken Auswanderung russischer und rumänischer Juden nach Amerika, die die letzten zwanzig Jahre gebracht haben, in New York bereits mehrere. Auch das chinesische Theater in San Francisco verdankt einer ähnlichen Erscheinung – der starken chinesischen Einwanderung bis zum Chinesen-Ausschluß-Gesetz des Jahres 1882 – seine Entstehung. Aber es würde zu weit führen, auch über diese Theater hier noch zu berichten; vielleicht ergibt sich später die Gelegenheit dazu. – – –

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google